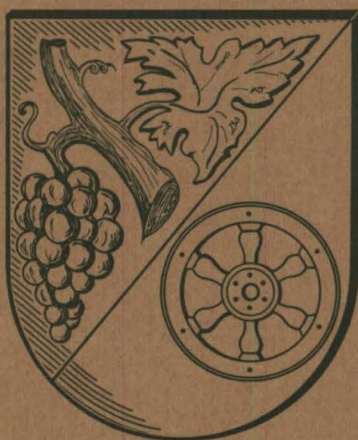

R·H·E·I·N·G·A·U F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



6. Jahrgang
2/1997

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Ideen für mehr Sicherheit



Weltweit

Als mittelständisches Unternehmen gehören wir weltweit zu den führenden Herstellern von Niederspannungsschaltgeräten und Verteilungen für die Elektrizitätsversorgung.

Wir entwickeln und fertigen Hoch- und Niederspannungssicherungen, Schalter, elektronische Meß- und Meldegeräte, Verteilungen sowie Verteiler- und Geräteschränke. Dabei stehen Aspekte der Sicherheit ganz vorn: Funktionssicherheit, Betriebssicherheit, Berührungssicherheit bei Montage und Wartung. Durch eine weitgehend mechanisierte, computergestützte Fertigung sichern wir Qualität zu vernünftigem Preis.

Sichern
Schalten
Verteilen



JEAN MÜLLER

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung:

Frau Stefanie Mosler, Marienthaler Straße 29b,
65385 Rüdesheim am Rhein, Telefon (0 67 22) 4 84 60

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEIN-
GAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 140.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

FREUNDESKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl 200.

Geschäftsführung:

Herr Günter Ringsdorf, Kloster Eberbach,
65346 Eltville, Telefon (0 67 23) 42 28

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 5 08 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Georg Aug. Walter's Druckerei & Verlag GmbH
65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562
Telefon (0 61 23) 6 10 91 - 93; Telefax (0 61 23) 15 16

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 8,25 DM
Jahres-Abonnement (4 Schriften): 31,50 DM
Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber)
ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 657 22 (BLZ 510 914 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

Hartmut Heinemann

Der Niederwald bei Rüdesheim –
ein Wald und seine Geschichte

2

Elisabeth Vollmer

Der Dreikönigsalter in Geisenheim – ein
Werk von einem Südtiroler Bildschnitzer

16

Günter Horn

Wanderung zum Neroberg

29

Buchbesprechungen

34

Anschriften der Autoren

Dr. Hartmut Heinemann

Biebricher Allee 168, 65203 Wiesbaden

Elisabeth Vollmer

Robert Schumanring 2, 65830 Kriftel

Günter Horn

Nerobergstraße 4, 65193 Wiesbaden

Die Inschriften des Rheingau-Taunus-Kreises

Am 6. Juni 1997, 18.00 Uhr findet im Laiendormitorium des ehem. Klosters Eberbach die öffentliche Präsentation des ca. 545 Seiten starken, im Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden, erschienenen Editionswerkes „Die Inschriften des Rheingau-Taunus-Kreises“ statt. Dazu sind alle Interessenten herzlich eingeladen. Dieser stattliche Band wurde von der Historikerin und Kunsthistorikerin Dr. Yvonne Monsees, Akademie der Wissenschaften Mainz, bearbeitet und enthält eine umfangreiche Einleitung, 629 Katalognummern mit Monumentalinschriften des Kreisgebietes, 211 Abbildungen sowie ein reichhaltiges Register. Im Vordergrund stehen Zeugnisse des Totgedächtnisses bis hin zu den Umschriftplatten von aufwendigen Renaissanceepitaphen. Der Inschriftenband enthält aber auch mehr als 60 Glockeninschriften sowie Inschriften von profanen und kirchlichen Bauwerken, Stifter und Weihenschriften. Er gibt somit Auskunft über Rechts- und Besitzverhältnisse (Grenzsteine) aus der Zeit vor 1650. Der Ladenpreis beträgt DM 198,-. Die ISBN-Nummer lautet: 3-88226-969-3.

Am Tag der Präsentation ist ein Sonderpreis eingeräumt, nähere Informationen erteilt die Redaktion.

Der Niederwald bei Rüdesheim – ein Wald und seine Geschichte

1. Die Anfänge

Wer kennt ihn nicht, den Niederwald? Und doch ist seine Geschichte der einheimischen Bevölkerung und selbst in Fachkreisen weitgehend unbekannt.¹

Dabei hat der Niederwald auch heute noch vieles zu bieten. Unbestritten ist seine landschaftlich wunderschöne Lage mit den grandiosen Ausblicken auf den Rhein und weit darüber hinaus. Zumindest bekannt ist sein Ausbau zu einem Landschaftspark nach englischem Muster im Geschmack der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, auch wenn hiervon nicht mehr viel zu sehen ist. Eine Beschäftigung mit dem reizvollen Thema bietet sich schon deshalb an, weil sich im Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden neben dem staatlichen Schriftgut auch das Archiv der Grafen von Ostein und das Archiv der Grafen von Waldbott-Bassenheim in ihren wesentlichen Teilen befinden.² Den Osteinern gehörte der Niederwald im 18. Jahrhundert; sie waren es, die das Jagdschloß ab 1764 erbaut und den Park ab 1774 angelegt haben. Die Bassenheimer folgten ihnen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach. Im Mittelpunkt unserer Betrachtungen soll die Geschichte des Niederwaldes selbst stehen, dann aber auch seine Geschichte als Landschaftspark. Nicht behandelt wird das Niederwalddenkmal; es wäre ein eigenes Thema.

Die Geschichte des Niederwaldes ist seit dem hohen Mittelalter auf das engste mit dem Schicksal der Burg Ehrenfels verbunden. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Der Wald war ein Zubehör, eine Pertinenz, der besagten Burg. Der Wald lieferte vor allem Bau- und Brennholz für den Lebenskreis, den eine Burg darstellt. Eine solche Einheit von Burg und Wald kommt im Mittel-

alter öfter vor, als man gemeinhin annimmt. Sie begegnet vor allem dort, wo eine Burg über ihre reine Verteidigungsfunktion hinausging. Und das war bei Ehrenfels der Fall.

Über die Anfänge der Burg sind wir relativ gut unterrichtet,³ was an sich selten ist. Sie wurde um 1210 von dem Adeligen Philipp von Bolanden im Auftrag Erzbischof Siegfrieds II. von Mainz erbaut. Davon war die Rede, als um 1225 im Hofgericht des staufischen Königs Heinrich (VII.) Philipps Witwe durch Gerichtsurteil gezwungen wurde, die Burg an den Mainzer Erzbischof herauszugeben. Die Frage, ob Ehrenfels von Anfang an als Zollburg gedacht war, ist umstritten. Jedenfalls übernahm sie diese Funktion spätestens ab Mitte des 13. Jahrhunderts in der Hand des Erzbischofs von Mainz. Versuche des habsburgischen Königs Albrecht um 1300, einen Teil der Rheinzölle, darunter Ehrenfels, wieder abzuschaffen, hatten nur vorübergehenden Erfolg. Vielmehr wurde die Burg im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert systematisch ausgebaut. Am Rheinufer wurden weitere Zollbauten errichtet; auch der wohl im 13. Jahrhundert errichtete Mäuseturm gehörte dazu. Je mehr sich der Erzbischof mit seiner Residenzstadt Mainz überwarf, um so mehr wich er in die Nachbarschaft aus. Davon profitierte Eltville als Nebenresidenz, dann auch Bingen, schließlich aber auch die Burg Ehrenfels selbst. Hier hielt sich der Erzbischof im späten Mittelalter vielfach auf, was auf einen gewissen Wohnkomfort schließen läßt. Tagungen und Verhandlungen mit den Großen des Reiches fanden zu Ehrenfels statt, dort lagerte man auch zeitweilig den Mainzer Domschatz. Für diese gehobenen Bedürfnisse war ein zugehöriger Wald als Rohstofflieferant eine wichtige, ja geradezu lebensnotwendige Voraus-



Abb. 1: Ansicht des Niederwalds in idealisierender Darstellung. Um 1830; handkolor. Stich.

setzung. Man kann dies freilich – das muß gesagt werden – nur erschließen, eine schriftliche Überlieferung, die uns den Niederwald in einer solchen Funktion zeigt, gibt es für das hohe Mittelalter noch nicht.

Ab Mitte des 15. Jahrhunderts geriet die Burg Ehrenfels in eine gegenläufige Entwicklung. Sie ging nunmehr in den Besitz des Mainzer Domkapitels über. Seit dem 12. Jahrhundert zeigt sich in ganz Deutschland das eigentümliche Bild, daß sich in den geistlichen Territorien neben dem Erzbischof bzw. Bischof das Domkapitel als selbständige juristische Größe mit eigenem Besitz etablierte. Das Domkapitel mit dem Dekan bzw. dem Dechanten an der Spitze entwickelte sich in Konkurrenz zum Erzbischof vor allem im 15. Jahrhundert zu einem territorial selbständigen Gebilde, zu einem Staat im Staate. In der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts erwarb das Mainzer Domkapitel stufenweise die Stadt Bingen und baute sie zu seiner Hauptstadt aus. Bingen diente in dieser Funktion

bis zum Ende des Mainzer Kurstaates 1803. In gleichem Zuge brachte das Domkapitel auch die Burg Ehrenfels an sich. Schon im 14. Jahrhundert wurden der Zoll und die Burg vom Erzbischof vorübergehend an das Domkapitel verpfändet, hundert Jahre später befand sich die Burg Ehrenfels endgültig in dem Besitz des Domkapitels. Damit ging aber auch der Niederwald auf das Mainzer Domkapitel über.

Jetzt endlich läßt sich mehr über den Niederwald sagen. Wie den Protokollen des Domkapitels zu entnehmen ist, war der Wald im 15. Jahrhundert tatsächlich ein fester Bestandteil der Burg. Die Aufsicht über den Wald gehörte nach einer Instruktion von 1468 zu den Aufgaben des Kastellans der Burg Ehrenfels, man könnte auch sagen des Ortskommandanten, während der Zoll zu den Obliegenheiten des Zollschreibers zählte. Die Verbindung zur Burg zeigen auch die Benennungen des Waldes: Kapitelswald bei Schloß Ehrenfels, Ehrenfelser Wald, Schloßwald.⁴ Der Name „Nie-

derwald“ begegnet nachweislich erstmals im Jahr 1477: Die Bewohner von Rüdesheim entschuldig-ten sich beim Domkapitel in einem Streitfall „des nyddern walts halber“. ⁵ Dies ist aber sicherlich nur ein zufälliges Datum. Eine systematische Suche könnte wohl noch einen älteren Beleg ans Licht fördern. In der Literatur wurde im übrigen früher öfter über die Bedeutung des Namens spekuliert. ⁶ Es kann aber mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der Name topographisch zu verstehen ist. Er steht ganz einfach im Gegensatz zu einem höher gelegenen, oberen Wald, womit der Hinterlandswald gemeint ist. Jedenfalls war der Wald zu allen Zeiten ein vornehmlich mit Eichen und Buchen bewachsener Hochwald.

Im 30jährigen Krieg 1618 bis 1648, – um den roten Faden der Geschichte wieder aufzugreifen –, wurden die Zollbauten im Vorfeld der Burg Ehrenfels zerstört, die Burg selbst anscheinend auch in Mitleidenschaft gezogen. Das Ende der Burg kam am Pfingstmontag des Jahres 1689, am 30. Mai, als die Franzosen in ihrer Politik der verbrannten Erde im Pfälzer Erbfolgekrieg auch die Burg Ehrenfels teils einäscherten, teils sprengten. Seitdem ist Ehrenfels eine Ruine.



Abb. 2: Grenzstein mit dem Osteiner Wappen und der Jahreszahl 1693.

Mit dem Untergang der Burg Ehrenfels verlor aber nun auch der Niederwald seine ursprüngliche Aufgabe. Freilich versank der Wald damit nicht in völlige Vergessenheit, vielmehr veranlaßte der desolate Zustand den Eigentümer, d.h. also das Mainzer Domkapitel, nach neuen Wegen zu suchen. Der durch die Kriege ohnehin schwer verwüstete Wald ließ den Gedanken aufkommen, durch Rodungen ein oder zwei landwirtschaftliche Güter einzurichten. ⁷ Dazu war aber eine genaue Vermessung des Niederwaldes, also eine umfassende Bestandsaufnahme, notwendig. Domdechant Freiherr Christoph Rudolf von Stadion ließ deshalb 1693 den Niederwald absteinen. Die Grenzsteine mit der Jahreszahl 1693, freilich mit dem Ostein'schen Wappen, sind heute noch mehrfach erhalten. Das erst später angebrachte Ostein'sche Wappen – vielleicht wurden die Steine auch ausgetauscht – sind der Grund, warum in der Literatur bisweilen irrtümlich das Jahr 1693 als Verkauf des Niederwaldes an die Osteiner genannt wird. ⁸

Die Absichten des Domkapitels – die Anlage eines Hofgutes nämlich – riefen aber auch sogleich die vier angrenzenden Gemeinden Rüdesheim, Aßmannshausen, Aulhausen und Eibingen auf den Plan. Sie hatten sich in den letzten Jahrzehnten, vielleicht auch Jahrhunderten, Gewohnheitsrechte im Niederwald erkämpft – genannt seien nur Holzungsrechte und Viehtrieb –, die man nun nicht einfach aufgeben wollte. Vor allem aber fürchteten die Gemeinden bemerkenswerterweise um ihre Weinberge. Durch eine drohende Abholzung des Waldes, so argumentierten sie, werde den schädlichen Nordwinden der Weg in die Weinberge geöffnet. Daran könne dem Domkapitel schon deshalb nicht gelegen sein, da dieses doch selbst wertvolle Weinberge in den betroffenen Gemarkungen habe.

So weit wollte es das Domkapitel natürlich nicht kommen lassen. Nur kleine Teile sollten gerodet werden. Für die ackerbaulich geeigneten Flächen im Nordosten des Niederwaldes fand man einen Pächter, der sich bereit erklärte, den Wald zu roden und die notwendigen Bauten zu errichten. Erst damals – um 1693 – entstand also auf dem Niederwald ein Hofgut. Die sich anschließenden und für das Domkapitel so überaus lästigen Que-

relen brauchen hier nicht weiter verfolgt zu werden. Es ging darum, daß die rasch wechselnden Pächter viel lieber Holz schlugen und gewinnbringend verkauften, als die zugewiesene Fläche zu roden und Ackerbau zu treiben. Jedenfalls förderte der Ärger mit den Pächtern beim Eigentümer den entscheidenden Gedanken, den entlegenen und nutzlosen Wald abzustoßen.

Am 20. April 1705 verkaufte das Mainzer Domkapitel unter seinem Dechanten Franz Emmerich Wilhelm von Bubenheim für 6.600 Gulden den Niederwald an den Freiherrn Johann Franz Sebastian von Ostein, damals kurmainzischer Oberamtmann in Amorbach. Die Verkaufsurkunde in Pergament ist im Original erhalten.⁹ Bereits am 27. Juni des selben Jahres konnte das Domkapitel über den erhaltenen Kaufpreis quittieren.

Über die Einzelheiten des Kaufs von 1705 unterrichten uns die beiden Vertreter des Freiherrn von Ostein, der Keller Nikolaus Leyendecker aus Rüdesheim und ein persönlicher Beauftragter des Grafen namens Wilhelm Ernst.¹⁰ Anfang des Jahres 1705 war die Kunde aufgekommen, das Domkapitel wolle seinen Niederwald verkaufen. Es meldeten sich mehrere Interessenten, darunter auch der Freiherr von Ostein. In vertraulichen Nachfragen wurde bekannt, daß der Kaufpreis zwischen 4.000 und 6.000 Gulden liegen solle. Die Interessenten wurden vom Domkapitel auf den 20. April 1705 nach Mainz geladen. Es fanden sich neben den beiden Vertretern des Freiherrn von Ostein weiterhin ein: Das Zisterziensinnenkloster Marienhausen zu Aulhausen, vertreten durch einen Konventualen des Klosters Eberbach, dann das Kloster Eberbach selbst, ebenfalls durch einen Pater vertreten, weiterhin Abgesandte der Gemeinde Rüdesheim und des Freiherrn von Ingelheim. Der Freiherr von Bettendorf und der Post-



Abb. 3: Verkaufsurkunde des Niederwaldes von 1705, ausgestellt vom Mainzer Domkapitel.

meister aus Frankfurt hatten schriftlich ihr Interesse bekundet, kamen aber zum angesetzten Termin zu spät. Die Anwesenden wurden vom Dechanten in die Kapitelstube gebeten und in einer kurzen Rede begrüßt. Anschließend las der Domsekretär einige einschränkende Konditionen vor, die jedoch keine größere Bedeutung hatten. Als Ziel wurde ein Versteigerungserlös von 7.000 Gulden genannt. Die Versteigerung begann mit einem Angebot des Klosters Marienhausen von 3.500 Gulden. Bei 5.000 Gulden stieg die Gemeinde Rüdesheim aus. Hätte sie durchgehalten, wäre der Niederwald heute Gemeindeeigentum. Bei 5.600 Gulden gaben die Klöster Eberbach und Marienhausen auf. Es blieben die Vertreter des Freiherrn von Ostein und des Freiherrn von Ingelheim. Im 200-Gulden-Abstand wurde weitergeboten. Die Osteiner Partei hatte sich offenbar zunächst 6.000 und dann 6.500 Gulden als oberste Grenze gesetzt. Als die Ingelheimer aber 6.550 Gulden boten, wollte man schon aufgeben. Der Ingelheimer Vertreter rief bereits triumphierend „eins, zwei, drei“, um den Dechanten zu einer raschen Entscheidung zu drängen. Der Osteiner Keller Nikolaus Leyendecker bat aber noch einmal um eine kurze Be-

denkzeit, um sich mit seinem Partner zu beraten. Leyendecker bot daraufhin 6.600 Gulden; es kam jetzt auf 50 Gulden auch nicht mehr an. Diesmal blieb die Gegenseite stumm. Der Dechant sprang auf, schüttelte den Osteiner Vertretern die Hand und gratulierte ihnen zum Erfolg. Nicht ohne schlechtes Gewissen berichteten die beiden sogleich an ihren Herrn, hatten sie doch ihr Limit offensichtlich weit überzogen. Gleichwohl fanden sie dessen Billigung. Der Niederwald war damit 1705 ein freies, unbeschränktes und von Lasten weitgehend verschontes Eigentum des Freiherrn von Ostein geworden.

Die Freiherrn von Ostein, ab 1712 sukzessive in den Grafenstand erhoben, waren im Elsaß beheimatet. Durch Heiraten und Erbschaften hatten sie sich jedoch in den Breisgau und darüber hinaus ausgebreitet. 1652 erbten sie aus Dalberger, vormals Kronberger Besitz den Kronberger Hof in Rüdesheim sowie weiteren Streubesitz, darunter ein verpachtetes Hofgut in Mosbach-Biebrich. In Rüdesheim richteten sie eine Verwaltung in Form einer Kellerei ein. Das Weingut galt als Schatz und wurde entsprechend gepflegt. Der Niederwald diente nun gewissermaßen als Zubehör dieses Weinguts, indem man sich dort das benötigte Brennholz und ebenso die Holzpfähle für den Weinbau besorgte. Daneben zog man natürlich Gewinne durch Holzverkäufe aus dem Niederwald, eine feste Rendite brachte der Wald aber nicht. Man war sich bei seinem Erwerb im Jahr 1705 dieser Tatsache durchaus bewußt.

2. Die Osteiner Zeit (1705–1809)

Die ersten Jahrzehnte der Osteiner Zeit verliefen ohne größere Höhepunkte. Bemerkenswert sind die zögerlichen Versuche des Grafenhauses in der 2. Hälfte des Jahrhunderts, den Niederwald als ein freiadeliges ritterschaftliches Gut zu etablieren.¹¹ Zur besseren Pflege und Kontrolle vor Übergriffen der Nachbargemeinden wurde ein ständiger Förster bestellt, der auch auf dem Niederwald wohnte. Die eher beschauliche und unspektakuläre Geschichte des Niederwaldes endete jedoch jäh zum Jahr 1763. In diesem Jahr starb Johann Friedrich Karl von Ostein, seit 1743 Kurfürst und Erzbischof von Mainz. Der Kurfürst, der älteste Sohn

unter insgesamt 18 Kindern des Käufers von 1705, zählte den Niederwald zu seinem unmittelbaren Familienbesitz und ließ ihn durch seine Hofkammer verwalten. Bei seinem Tode 1763 hinterließ er seiner Verwandtschaft ein Privatvermögen von anderthalb Millionen Gulden, wie sein Testament und das Nachlaßinventar ausweisen.¹² Das Erbe am Niederwald trat der Neffe Graf Johann Friedrich Karl Maximilian Amor Maria Graf von Ostein an. Die folgenden 46 Jahre dieses Grafen Karl Maximilian – so die Kurzform des Namens – bildeten bis zu seinem Tode im Jahr 1809 ganz zweifellos einen Höhepunkt in der Geschichte des Niederwaldes. Der Graf war kinderlos mit Ludovica von Dalberg verheiratet, seit 1766 war er zudem letzter männlicher, weltlicher Vertreter seines Geschlechts. Beruflich war er, wenn man das so sagen kann, allein mit der Verwaltung seiner Güter und seines Vermögens beschäftigt. Vor allem aus seinen böhmischen Gütern flossen ihm beträchtliche Geldmittel zu. Seine ganze Energie setzte er aber nun in eine bis zu seinem Lebensende währende Baulust, ja Bauwut. Auch der Niederwald profitierte davon. Nach den leider nicht vollständig erhaltenen Baurechnungen investierte er ab 1764 Jahr für Jahr gewaltige Geldbeträge – sie lagen durchgängig zwischen 2.000 und 13.000 Gulden jährlich – in die verschiedenen Bauvorhaben, wobei der Landwirtschaftsbetrieb auf dem Niederwald noch nicht einmal mitgerechnet ist. Für die Bevölkerung von Rüdesheim und den anderen angrenzenden Gemeinden dürfte der Graf von Ostein damals einer der größten Arbeitgeber gewesen sein.

Bereits 1764 begann Graf Karl Maximilian mit dem Bau des Jagdschlusses auf dem Niederwald.¹³ Dieses hieß im übrigen damals viel bescheidener „herrschaftliches Haus“; ein Jagdschloß war der Bau seiner Funktion nach zu keiner Zeit gewesen. Schon nach dreijähriger intensiver Bauzeit nach den Plänen des Mainzer Steinmetzmeisters Anton Süß war das Schloß 1766 fertiggestellt. Nach Ausweis der Baurechnungen waren daran auch namhafte Künstler beteiligt. So „*illuminierte*“, wie es heißt, beispielsweise der kurmainzische Maler und Landmesser Andreas Trauttner aus Rüdesheim den Knauf des Turmes. Weiterhin war der Mainzer Bildhauer Nikolaus

Binderiem für den Grafen tätig. Süß und Binderiem sind einem breiteren Publikum durch das neue Eingangportal von Kloster Eberbach von 1774 und seinen Figurenschmuck bekannt. Zur weiteren Geschichte des Schlosses soll hier nicht weiter berichtet werden, nur soviel, daß das Haus auch späterhin unter Graf Karl Maximilian laufend umgebaut wurde und neue Bauten hinzukamen. Insbesondere ist ein Kapellenbau zu erwähnen. Daneben entstanden noch umfangreiche Wirtschaftsgebäude des Hofguts. Hier wurde vor allem Viehwirtschaft betrieben. In das System des Landschaftsparkes war dieses Hofgut als Meierei im übrigen nicht einbezogen, obwohl man sich dies gut hätte vorstellen können. Vielmehr wurde es nach strengen wirtschaftlichen Gesichtspunkten von Pächtern bewirtschaftet. Durch diesen Gutsbetrieb in seiner unmittelbaren Nachbarschaft gewann das Schloß eher den Charakter eines herrschaftlichen Gutshofes. Der gräflichen Familie diente es als Sommersitz. Daneben war es für den Förster Wohnsitz und Dienstgebäude zugleich, wie überhaupt der Förster als oberster gräflicher Bediensteter die Aufsicht über den gesamten Niederwald führte. Die Ansätze zu einer Schankwirtschaft gehen gleichfalls in die Ostein'sche Zeit zurück, indem an Wochenenden für das allgemeine Publikum ein Ausschank eingerichtet wurde. Im Jahr 1925 brannte das Jagdschloß vollständig ab, wurde aber sofort wieder in gefälligen Proportionen aufgebaut. Heute dient das Jagdschloß, um dies hier abzuschließen, als Hotel und Restaurant der gehobenen Klasse im Eigentum des Landes Hessen.

Zur gleichen Zeit wie der Schloßbau, nämlich 1765, wurde auch die Große Allee, die heutige Sandallee, mit erheblichem Kostenaufwand begonnen. Sie trifft auf die nordöstliche Ecke des Schlosses und ist heute noch vorhanden. Für ein knappes Jahr waren 1765 zwischen 20 und 30 Mann täglich mit der Anlage der Allee beschäftigt



Abb. 4: Das Jagdschloß Niederwald. Zustand gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Zeitgenössisches Foto.

und erforderten an Lohngeldern einen Gesamtbetrag von 1.640 Gulden. Nachdem Graf Karl Maximilian im zeitlichen Anschluß an den Schloßbau auf dem Niederwald sein bekanntes Palais in Geisenheim in den Jahren 1766 bis 1773 erbaute¹⁴ – Teile des Bauwerks sind ja heute noch vorhanden –, war es sein Ziel, die etwa 6 km lange Wegstrecke zwischen beiden Bauten durch eine repräsentative Allee zu verschönen. Für die Anlage des 2 km langen Teils schnurgerade quer durch den Niederwald investierte der Graf nach Ausweis der Baurechnungen in den Jahren 1776 und 1777 erneut gewaltige Summen, darunter allein 1777 einen Betrag von über 11.000 Gulden an Tagelohngeldern. Im Vergleich zu den ersten Baumaßnahmen von 1765 dürften wenigstens 150 Personen als Handarbeiter durchgängig beschäftigt gewesen sein. Es ging dabei vor allem um eine Tieferlegung der Allee. Ein zeitgenössischer Berichterstatter meinte, die Allee sei auch deshalb gebaut worden, damit man aus dem gräflichen Wohnzimmer bequem durch den Niederwald in den Rheingau blicken könne, was jedoch wegen des großen Niveau-Unterschieds nicht erreicht wurde.¹⁵ So schön auch diese Erklärung ist und die Stimmungslage vielleicht recht gut trifft, so gibt es für eine solche Interpretation doch keine Anhaltspunkte. Vielmehr entsprach die Allee alleine dem repräsentativen Bedürfnis ihres Erbauers. In herzoglich-nassauischer Zeit wurde um 1855 die Große Allee, die damals auch „Geisenheimer

Allee“ genannt wurde, noch einmal chausseeartig ausgebaut. Erst 1883 verlor sie ihre eigentliche Funktion als Zufahrtsstraße zum Schloß durch den Ausbau des sogenannten Tempelwegs vom Niederwalddenkmal her durch eine geteerte Autostraße. Somit zieht sich die Große Allee heute als eine tote und teilweise zugewachsene, doch immer noch eindrucksvolle Schneise mitten durch den Niederwald.

Wenden wir uns nunmehr der Parkanlage zu. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Landschaftsgärten nach englischem Vorbild zur großen Mode. Ihr Sinn bestand darin, Mensch und Natur in einen harmonischen Einklang zu bringen. Sie lösten die starren geometrischen Formen des Barock ab. Für den neuen Geschmack bot der Niederwald mit seinen Naturschönheiten, den steilen Abfällen zum Rhein hin und seiner traumhaften Fernsicht geradezu ideale Voraussetzungen zu einem Landschaftspark.

Leider sind keine Pläne dieser Zeit erhalten, ebensowenig ist sicher, wer als Gartenarchitekt zuständig war. Allerdings beschränkten sich die Arbeiten auch in der Hauptsache auf die zahlreichen Bauwerke, weniger auf das Wegenetz, so daß nicht einmal sicher ist, ob überhaupt eine Gesamtkonzeption vorlag. In der Sprache der Zeit hießen die Bauwerke „Waldhäuser“, im 19. Jahrhundert nannte man sie „Parkgebäude“. Die Bauten erfolgten, will man den nur unvollständig erhaltenen Rechnungen glauben, in zwei Phasen zwischen den Jahren 1774 und 1777 sowie zwischen den Jahren 1787 und 1791. Im ersten Abschnitt ging es mehr um kleinere verspielte Waldhäuser vorwiegend aus Holz, in der späteren Bauphase standen die Steinbauten im Vordergrund. Für diese gab es einen verantwortlichen Baumeister, den Franzosen François Ignace Mangin.¹⁶ Über die einzelnen Bauwerke unterrichten uns die Rechnungen, auch „Waldauszierungsrechnungen“ genannt. Ferner ist ein umfassendes Inventar von 1790 er-

halten, das überraschende Einblicke zur inneren Ausstattung dieser Bauten gewährt.¹⁷

Begonnen sei mit den heute noch vorhandenen Steinbauten. Hier steht die Rossel an vorderster Stelle. Bei der Rossel handelt es sich um eine Kunstruine oder eigentlich eher um einen Aussichtsturm mit angebautem Treppenturm auf der höchsten Erhebung des Niederwaldes, 265 m über dem Binger Loch hart an dem Steilabfall zum Rhein oberhalb der Burg Ehrenfels. Der Name bedeutet nichts anderes als „Felsen“, ist also eine alte topographische Bezeichnung. Das Fundament zu dem Bau wurde schon 1774 gelegt. Aber auch später noch – insbesondere im Jahr 1787 – taucht die Rossel mit großen Kosten im Bauprogramm auf, so daß damals umfassende Aus- und Umbauten erfolgt sein müssen.

Zu den bekanntesten Bauwerken zählt der griechische Tempel am Südhang in unmittelbarer Nähe des heutigen Niederwalddenkmals. Mit dem Bau wurde 1788 begonnen. Auf acht Sandsteinsäulen ruhte eine Kuppel aus Holz; sie war innen ursprünglich ausgemalt. Der Tempel öffnete den weiten Blick in den Rheingau und galt vielen als schönster Aussichtspunkt des ganzen Rheingaus. Auch Goethe weilte 1814 hier. Mit dem Niederwalddenkmal gleich nebenan verlor der Tempel nach 1883 seine Funktion und geriet vollkommen in Vergessenheit. Heute stehen nur noch die Plattform und einige Säulenfüße des im letzten Krieg umgestürzten und dann beseitigten Bauwerks.



Abb. 5: Die Rossel. Kunstruine und Aussichtsturm auf der höchsten Erhebung des Niederwaldes.



Abb. 6: Blick vom Tempel (links) in den Rheingau in Richtung Johannisberg, in der Mitte das alte Kloster Eibingen. Um 1840; handkolor. Stich.

Sicher einer der kuriosesten Bauten ist die Zauberhöhle; sie wurde erst spät zum Jahr 1790 in Angriff genommen. Bei ihr handelt es sich um einen ummauerten, gewundenen Gang von etwa 60 m Länge, dessen Wände mit glitzernden Glassteinen ausgelegt waren. Der Gang mündete in

einer Rotunde, der Zauberhütte – auch sie ist heute noch vorhanden –, von wo aus man durch drei Fenster entlang von Sichtschneisen quer durch den Wald entfernte markante Ziele jenseits des Rheins erblicken konnte. Ursprünglich scheinen auch in der Rotunde Spiegel angebracht gewesen zu sein.



Abb. 7: Die Zauberhöhle: Gemauerter Gang und Rotunde (Zauberhütte). Foto von ca. 1939; heute fast unverändert.

Trat man nach dem Verwirrspiel des halbdunklen Glitzergangs, vorbei an einem dort sitzenden Zauberer mit langem Bart und Zauberstab, in die Zauberhütte, so öffneten sich dem Besucher – das war die Raffinesse – in grellem Licht die Sichtschneisen zum Rhein hin wie in eine Zauberwelt der Natur. Die steinerne Statue des Zauberers fertigte 1791 der Bildhauer Pfaff – wohl der Mainzer Hofbildhauer Johann Sebastian Pfaff –, die Ausmalung mit Ölfarbe besorgte der Maler

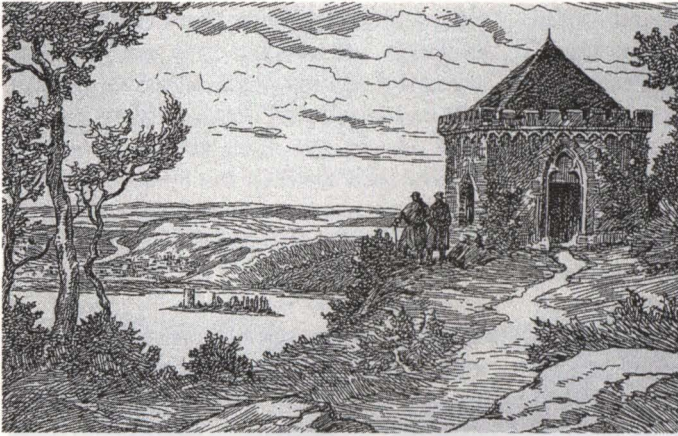


Abb. 8: Der Rittersaal (Klippe). Nachzeichnung nach dem im Original erhaltenen Bauplan.

Kloß. Über den Verbleib des Werkes ist nichts bekannt.

Von dem vierten voll ausgemauerten Bauwerk, dem sogenannten Rittersaal, ist heute nur noch eine kniehohe Brüstung vorhanden. Der Bau befand sich ganz in der Nähe der Rossel in ähnlich exponierter Lage. Ursprünglich hieß dieser 1791 errichtete Bau nur „die Klippe“. Allein seine quadratische Form mit gotischen Fenstern sowie innen mit einem Kreuzgewölbe und Ausmalungen gaben ihm im 19. Jahrhundert den Namen „der Rittersaal“. Von seinem Aussehen sind wir durch zeitgenössische Abbildungen und einen im Original erhaltenen Bauplan gut unterrichtet.

Mögen diese hier angesprochenen Bauten schon eine gewisse zeittypische Überspanntheit verraten, gilt dies noch mehr für die anderen, zumeist aus Holz gefertigten Bauten, die sämtlich verschwunden sind. Über deren Existenz und vor allem deren Ausrüstung unterrichtet uns das oben angesprochene Inventarverzeichnis von 1790.

Die Eremitage zählte zu den ersten Bauten und ist schon für 1774 belegt, was spätere umfassende Um- und Ausbauten (ab 1787) nicht ausschließt. Sie war zwischen Rossel und Tempel genau dort errichtet, wo heute eine einfache, aber geräumige Schutzhütte steht. Die Eremitage bestand ursprünglich aus einer Kapelle, dazu einem Anbau mit Zimmer und Küche. Zur Ausstattung der Kapelle gehörte „ein ausgestopfter Eremitte in Lebensgröße und wollener Kutte“. Er saß auf einem

Stuhl vor einem aufgeschlagenen Buch. Gelegentlich wird behauptet, der Graf habe einen lebenden Eremiten extra angestellt, damit er in der Eremitage stilgerecht hause. Man könnte sich dies für besondere Anlässe gut vorstellen, einen Beleg gibt es hierfür jedoch nicht. Die in den Rechnungen ausgewiesene Kleidung des Eremiten, auf die sich die angesprochene Vermutung stützt, bezieht sich jedenfalls eindeutig auf die Puppe. Eingerichtet war die Eremitage mit zwei Tischen und 12 Stüh-

len, die Sitze von schwarz gebeizten Weiden geflochten. Neben den aus dem Inventar von 1790 bekannten Einrichtungsgegenständen sind aus anderen Quellen noch weitere Details zur Eremitage bekannt. Die Kapelle zierte eine hölzerne Glocke, auf dem Altar lag ein Totenschädel, um an die irdische Vergänglichkeit zu erinnern. Neben der Eremitage war ein Grabmal mit einem Kreuz errichtet, auf dem zu lesen stand: „Ungewiß ist die Stunde des Todes“.¹⁸

Einen weiteren Höhepunkt unserer Kuriositätenliste bildet der sogenannte „Kohlenhaufen“. Dieser Kohlenmeiler ist in der Nähe des heutigen „Naheblicks“ zu suchen. Auch er gehörte zu den frühen Bauwerken und ist bereits für 1776 bezeugt, wurde aber auch später immer wieder erneuert und ausgebaut, so vor allem ab 1787. Bei dem Kohlenhaufen handelte es sich um einen gemauerten kugelförmigen Bau, der innen offen war, so daß darin ein Tisch mit acht Stühlen Platz fand. Er diente also wie die Eremitage auch geselligen Treffen. In einem angebauten Häuschen und offenbar in Blickrichtung der Gäste saß wiederum eine lebensgroße ausgestopfte Puppe, diesmal ein Kohlenbrenner in einer leinenen Kutte. Dieser war wie schon der Eremit bereits 1776/77 gefertigt worden. Daneben gab es aber auch noch das steinerne Brustbild eines Köhlers von 1788, das auch in unserem Inventar von 1790 ausgewiesen ist. Dieses Werk stammte wie die spätere Figur des Zauberers in der Zauberhöhle von dem Bildhauer

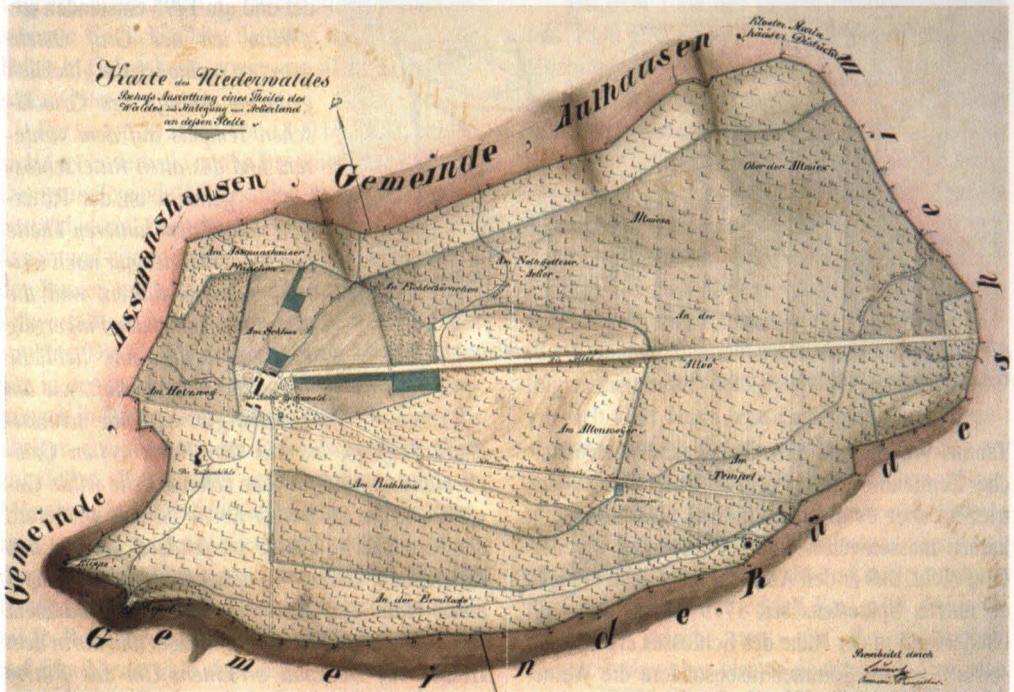


Abb. 9: Plan des Niederwaldes aus Bassenheimer Zeit von 1837. Die Sandallee teilt den Wald in zwei gleich große Hälften. Kolor. Handzeichnung.

Pfaff und dem Maler Kloß. Offenbar genügte die ursprüngliche ausgestopfte Puppe nicht mehr den gehobenen Ansprüchen. Das Besondere des Kohlenhaufens aber war, daß man mittels eines Ofens und eines Röhrensystems den Eindruck erwecken konnte, der Meiler sei voll in Betrieb und brenne. Zeitgenössische Reiseerzählungen berichten uns tatsächlich von dem qualmenden Meiler.¹⁹

Die weiteren Waldhäuser seien nur kurz angesprochen. Da gab es ein strohgedecktes Bauernhaus mit Vordach, Stube, Küche und Speicher. An ihm wurde 1787 mit großem Aufwand gearbeitet, wobei es noch im selben Jahr ein neues Strohdach erhielt. Dies war wohl der Grund, daß das Bauernhaus im 19. Jahrhundert eigentümlicherweise „Rathaus“ (statt „Reethaus“) genannt wurde. Seine ungefähre Lage ist in einem Plan des Niederwaldes von 1837 eingezeichnet.²⁰ Als verwahrlostes, nutzloses Gebäude wurde es 1833 beseitigt.²¹ Es gab aber noch ein weiteres Bauernhaus, ein „zerfallenes Haus“. Dieses ist wohl in einem solchen Zustand erbaut worden. Vielleicht ist es

auch mit dem bereits 1774 erwähnten ersten Bauernhaus identisch. Weiterhin finden wir eine Jägerhütte und einen „Pürsch-Schirm“. Bei letzterem dürfte es sich um einen Jagdstand gehandelt haben. Vielleicht befanden sich diese Bauten nahe dem im Jahr 1767 angelegten „alten Weiher“, wo für 1785 eine Gaube nachgewiesen ist.

Alle diese Bauten waren so konstruiert, daß sie wenigstens einen Tisch, 8 bis 12 Stühle sowie einiges Geschirr fassen konnten. Um 1790 zählte man zusammen immerhin 62 geflochtene Stühle unterschiedlicher Farbgestaltung in den Waldhäusern. Die Bauten waren also auf Gäste eingerichtet, unter denen man sich nur den Grafen selbst mit seiner Begleitung vorstellen kann. Sonst aber waren die Waldhäuser bis auf den Tempel alle verschlossen und wurden für das Publikum nur zu besonderen Anlässen geöffnet.

Aufs Ganze gesehen bot sich aus heutiger Sicht der Landschaftspark des Grafen von Ostein auf dem Niederwald zu Anfang der 1790er Jahre wie eine Mischung aus Freilichtmuseum und

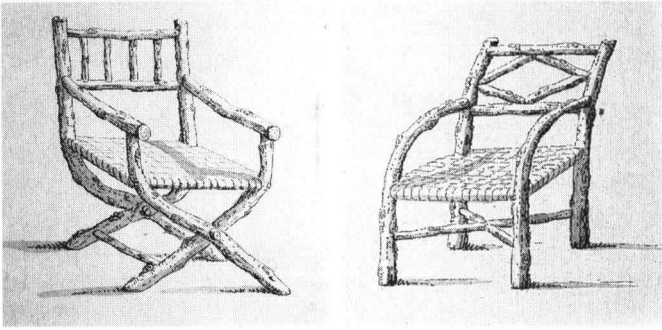


Abb. 10: Musterzeichnungen für die Bestuhlung der Waldhäuser. Mehr als 60 Exemplare wurden danach gefertigt.

Taunus-Wunderland dar. Gewiß fand auch mancher Zeitgenosse diese Form der Darstellung übertrieben, aber es machte Eindruck. Die Touristen kamen massenweise. Und so weltfremd war der Graf nicht, daß er den Ansturm nicht auch materiell nutzte. Spätestens seit 1779 gab es auf dem Niederwald in der Nähe des Schlosses einen Ausschank, wo im Sommer insbesondere die Weine des Grafen verkauft wurden. Die Organisation des einträglichen Geschäfts lag bei dem gräflichen Förster.²²

Die hier aufgezeigte Idylle dauerte jedoch nur kurz. Die Französische Revolution von 1789 lag drohend über dem Land und holte auch das Leben auf dem Niederwald bald ein. Zunächst wurde Klage geführt über die französischen Flüchtlinge, die damals massenhaft in das Land einfielen, alle Einrichtungen des Parks beschädigten und überall ihre „bonmots“ einritzten. Ab 1792 war der Rheingau für fast zehn Jahre militärischer Schauplatz im Umfeld der Festung Mainz. Für die Spielereien des Grafen von Ostein gab es nun keinen Raum mehr. Man muß davon ausgehen, daß gerade die hölzernen Einrichtungen des Parks in dieser Zeit schon wieder untergegangen sind.

Gleichwohl wirkte der Park der Grafen von Ostein gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf das reisende Publikum noch immer wie ein Magnet. Zahlreiche Reiseführer und Reiseberichte rühmen ihn. Hierauf näher einzugehen, wäre eine eigene Untersuchung wert.²³ An dieser Stelle sei nur als Kostprobe die Stellungnahme eines leider unbekanntem Besuchers wiedergegeben, die sich in den Osteiner Akten befin-

det und um 1795 entstanden ist: „Wenn ich der Graf Ostein wäre, so suchte ich die glücklich gedachte Anlage des Griechischen Tempels auf dem vorderen, und des alten Ritterschlosses“ – gemeint ist der Rittersaal – „auf dem hinteren Theile des Niederwaldes nur noch weiter hinaus zu führen, weil die Natur hier selbst den Fingerzeig dazu gibt. Für eine liebliche freundliche Landschaft, wie am Tempel, gibt es keine schickli-

chere Staffage, als aus den Heldenzeiten Griechenlands..., und für eine schauerliche wilde Gegend, wie die am Binger Loche“ – dies wiederum der Rittersaal –, „keine passendere, als aus den Ritterzeiten. Ich würde daher hinter dem Tempel einen Hain von Zitronen- und Lorbeerbäumen, von Palmen und Platanen pflanzen, und darin dem Homer ein Denkmal errichten. Um das Ritterschloß würde ich alle Attribute der Chevalerie anbringen, und zwischen den dunkeln Eichen müßte die Büste des Tasso hervorleuchten. So wären die zwei romantischsten Seiten und Ansichten benutzt und überraschend verbunden.“²⁴ Der hier angesprochene Gegensatz zwischen dem Tempel und seinem lieblichen Ausblick in den „Weingarten“ Rheingau einerseits und dem Rittersaal und der Rossel oberhalb des damals noch wild brausenden Rheindurchbruchs am Binger Loch andererseits begegnet noch in vielen anderen Reiseberichten und scheint die empfindsamen Menschen dieser Zeit besonders bewegt zu haben.

3. Der Niederwald in Bassenheimer Zeit (1809–1853)

Graf Karl Maximilian von Ostein starb, wie schon ausgeführt, im Jahr 1809 als letzter seines Geschlechts. Die Rheingauer Besitzungen erbt Graf Friedrich Karl von Waldbott-Bassenheim, ein Neffe des Verstorbenen. Er mußte sich allerdings erst in einem heftigen Erbstreit gegenüber einem Konkurrenten, dem Freiherrn Friedrich Karl von

Dalberg, durchsetzen. Letzterer erhielt jedoch bestimmte Baulichkeiten, darunter das Ostein'sche Palais in Geisenheim, sowie vor allem die böhmischen Güter.

Für knapp 50 Jahre, von 1809 bis 1853, befand sich der Niederwald nun in Bassenheimer Besitz.²⁵ Der grundlegende Unterschied zu den Osteinern bestand darin, daß die Bassenheimer kein Geld hatten und somit immer nur das notwendigste an den Bauten tun konnten. Hinzu kam eine überaus schwerfällige, ja geradezu bizarre Verwaltungsstruktur. Die Grafen richteten ihren Verwaltungssitz in der früheren Kartause Buxheim bei Memmingen in Bayern ein. Dieser Besitz war ihnen im übrigen ebenfalls aus der Ostein'schen Erbschaft zugefallen. Die Grafen selbst wohnten aber in München. In Rüdesheim etablierten sie ein Rentamt, zu dem auch der Niederwald gehörte. Allerdings blieb die Forstverwaltung getrennt. Für die forstliche Seite war die Bassenheimer Oberförsterei in Reifenberg im Taunus zuständig, während auf dem Niederwald ein diesem unterstellter Förster saß. Die Bauunterhaltung der Gebäude, um die es uns vor allem geht, lag wiederum bei einer Ökonomie-Verwaltung auf Schloß Bassenheim in der Nähe von Koblenz.

Das hier vorgestellte Verwaltungschaos funktionierte gleichwohl halbwegs, solange Graf Friedrich Karl ein straffes Regiment führte. Der Graf war sich der Touristenattraktion auf dem Niederwald durchaus bewußt. Immer noch zog der Park in den Sommermonaten massenweise Reisende an, die auf Eseln oder zu Fuß den Niederwald hinaufstiegen. Im Jahr 1818 ließ der Graf sogar den Rittersaal bzw. die Klippe weiter ausgestalten. Der Maler Sauter malte jetzt das Gewölbe des Saales mit 32 Wappen der Bassenheimer Ahnen aus.²⁶ Sonst aber beschränkte sich die Tätigkeit auf Erhaltungsmaßnahmen an den vier Steinbauten Rosse, Rittersaal, Zauberröhle und Tempel, indem schadhafte Dächer ausgebessert, die Fensterläden gesichert und verschmierte Wände übertüncht wurden.²⁷ Den schon zu Osteiner Zeit zu beobachtenden Vandalismus an den im Grunde unbeaufsichtigten im Wald stehenden Gebäuden bekamen aber auch die Bassenheimer nicht in den Griff. Die überkommenen Holzbauten wurden kaum gepflegt, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren.

Mit dem Tode des Grafen Friedrich Karl im Jahr 1830 ging es weiter bergab. Da er nur einen 10jährigen Sohn, den Grafen Hugo, hinterließ, amtete jetzt eine vormundschaftliche Regierung. Deren Mitglieder besuchten wiederholt den Niederwald. Als Graf Hugo 1841 das Regiment übernahm, war die finanzielle Lage seines Hauses durch die Mißwirtschaft der vormundschaftlichen Regierung bereits kritisch, wobei sich Graf Hugo nun gewissermaßen nahtlos anschloß. 1848 nahm er bei Frankfurter Kaufleuten eine erste Hypothek von 40.000 Gulden auf den Niederwald auf, 1851 folgte eine zweite von 60.000 Gulden. Gleichwohl sah sich Graf Hugo jetzt gezwungen, seinen gesamten Besitz im Taunus und im Rheingau zu veräußern. Die Bassenheimer waren schon früher immer wieder angegangen worden – so beispielsweise 1819 durch Herzog Wilhelm von Nassau –, ob sie nicht den Niederwald verkaufen wollten. Insbesondere Graf Friedrich Karl wies derartige Ansinnen jedoch stets mit Entschiedenheit zurück.²⁸ Nun aber war es doch soweit. Im September 1853 verkaufte Graf Hugo den Niederwald samt Jagdschloß an den nassauischen Domänenfiskus für einen Preis von 120.000 Gulden.²⁹ Er reichte gerade aus, um die Hypotheken und die angefallenen Nebenkosten abzudecken. Seitdem ist der Niederwald Staatsbesitz.

4. Die nassauische und die preußische Zeit

Die kurze nassauische Epoche von 1853 bis 1866 brachte für den Niederwald noch einmal einen sehr markanten Aufschwung. Die Forstverwaltung wurde nach dem Tode des letzten Bassenheimer Försters dem Forstamt Rüdesheim übertragen und blieb damit in geordneten Verhältnissen. Das besondere Augenmerk der nassauischen Regierung und insbesondere Herzog Adolfs selbst galt jedoch dem Park. Der Herzog hielt sich dort oftmals mit seinen Gästen auf und sorgte für die Instandsetzung der noch vorhandenen Parkgebäude. Die Aufsicht übernahm der damals sehr bekannte nassauische Gartendirektor Karl Friedrich Thelemann, Leiter der nassauischen Park- und Kuranlagen und insbesondere für den Biebricher

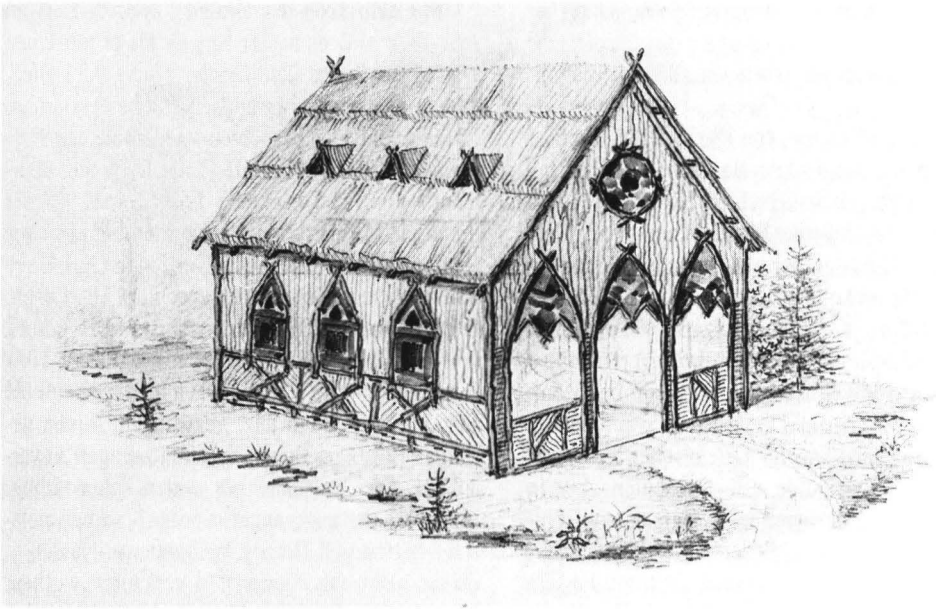


Abb. 11: Eremitage (Schutzhütte) aus nassauischer Zeit von 1855. Bleistiftzeichnung.

Schloßpark zuständig. Man brachte nun vor allem das Wegenetz in Ordnung und richtete Promenadenwege mit Parkbänken und Geländern ein. Daneben restaurierte man die noch vorhandenen Steinbauten des Parks. Sogar ein Neubau war fällig: Für die längst verfallene Eremitage wurde an gleicher Stelle eine sehr aufwendig und überaus attraktiv gestaltete Schutzhütte erbaut – ungefähr in den gleichen Dimensionen wie die heute dort stehende schlichte Hütte.³⁰ Man war vollkommen auf Touristen eingestellt, überall wurden Wegweiser und Hinweisschilder angebracht. Die Eselstreiber wurden angehalten, ihre Tiere nicht an den Holzbrüstungen und an der Eremitage anzubinden, knabberten diese doch, wie man feststellen mußte, beständig die Holzrinde ab. Gleichwohl war man gegenüber dem Vandalismus auch dieser Zeit machtlos. Gerade waren die Säulen des Tempels neu getüncht, da waren sie schon wieder mit Sprüchen verschmiert. Eher naiv mutet ein Vorschlag des Herzogs von 1865 an, als er den Niederwald besuchte. Er bestimmte, daß an den einschlägigen Bauwerken Fremdenbücher auszulegen seien, um dem offensichtlichen Bedürfnis der Besucher nach schriftlicher Verewigung abzuhelfen.³¹

Das Ende des Herzogtums und der Übergang an Preußen im Jahr 1866 veränderte die Besitzverhältnisse des Niederwaldes nicht. Nunmehr verlor der Park jedoch mit dem Herzog von Nassau seinen gewissermaßen persönlichen Schutzherrn und ging an eine anonyme preußische Domänenverwaltung über. Erstes Opfer dieser Entwicklung wurde der Rittersaal, den man 1876 einfach bis auf eine Mauerbrüstung niederlegte. Der Schritt wurde reichlich zynisch damit begründet, man wolle mit der Beseitigung die Aussicht verbessern.³² Allerdings war der Bau auch in nassauischer Zeit nicht mehr recht gepflegt worden und sicher in einem heruntergekommenen Zustand. Mit dem Bauwerk verschwanden auch die vielleicht nicht unbedeutenden, oben schon angesprochenen Wappenmalereien der Bassenheimer Zeit.

Der überregionale Ruf des Parks und seiner Naturschönheiten sorgten in preußischer Zeit allerdings dafür, daß man ihn für das geplante Nationaldenkmal im Gedenken an den gewonnenen Krieg von 1870/71 als Standort auswählte. Im Jahr 1883 wurde das Denkmal, über das es ein überaus umfangreiches Quellenmaterial und zahlreiche Arbeiten gibt, mit großem Pomp eingeweiht.

5. Ausblick

Der Touristenrummel um das Niederwalddenkmal hat die ja nicht uninteressante Geschichte des Waldes und seines Parkes fast vollständig in Vergessenheit geraten lassen. Nachdem der benachbarte Tempel dem Bombenangriff von 1944 zum Opfer gefallen ist, stehen heute nur noch die Rossel und die Zauberhöhle von den alten Parkgebäuden. Die Rossel kann an Wochenenden im Sommer bestiegen werden. Zur Frage, was dieses seltsame Gebäude an dieser Stelle zu suchen hat, erfährt man allerdings nichts. Noch mehr erklärungsbedürftig ist die Zauberhöhle. Die eingemeißelte Bezeichnung „Zauberhöhle“ ist noch vorhanden, sogar der alte Eintrittspreis ist noch lesbar. Doch der Eingang ist zugemauert, die Sichtschneisen von der Rotunde aus sind längst zugewachsen. Kein Erläuterungsschild erklärt den ratlosen Eltern mit ihren Kindern, was es mit dieser Zauberhöhle wohl auf sich hat. An die Grafen von Ostein, denen wir ja in der Hauptsache den Ruf des Niederwaldes zu verdanken haben, erinnert heute nichts mehr. Wie wenig eigentlich die Geschichte des Niederwaldes bekannt ist, mag man schon daraus ersehen, daß noch in dem 1995 erschienen DuMont-Kunst-Reiseführer zu Mittel- und Südhessen, verfaßt von einem renommierten Fachmann, das Schloß völlig irreführend als „Jagdschloß der Mainzer Erzbischöfe“ bezeichnet wird.³³

Anmerkungen

¹ Vgl. an Literatur: Zichner, Rudolf Arthur. Der Niederwald über Rüdesheim a. Rh. In: Nassauische Heimat. Beilage zur Landeszeitung 6, 1935. – Ders., Das Jagdschloß über Rüdesheim am Rhein [Mainz 1939]. – Kratz, Werner. Rüdesheim mit Eibingen, Nothgottes und Niederwald. Landschaft, Geschichte und Baudenkmale. Rüdesheim 1975, S.119–142.

² Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HStAWI), Abt. 123 und Abt. 124.

³ Vgl. Struck, Wolf-Heino. Vom Zoll und Verkehr auf dem Rhein bei Burg Ehrenfels im Mittelalter. In: Nass. Annalen 100, 1989, S. 17–53. – Sattler, Siegbert. Burg Ehrenfels bei Rüdesheim. In: Nass. Annalen 103, 1992, S. 27–61.

⁴ Herrmann, Fritz (Bearb.). Die Protokolle des Mainzer Domkapitels, Bd.1: Die Protokolle aus der Zeit 1450–1484. Darmstadt 1976, Nr. 536, 941, 969.

⁵ Ebd., Nr. 1164 S. 449.

⁶ Vgl. Zichner, Jagdschloß (wie Anm. 1), S. 7 ff.; Kratz, Rüdesheim (wie Anm. 1), S. 120.

⁷ HStAWI Abt. 124, 82.

⁸ Kratz, Rüdesheim (wie Anm. 1), S. 121.

⁹ HStAWI Abt. 124, Urkunden.

¹⁰ HStAWI Abt. 124, 1087.

¹¹ Vgl. HStAWI Abt. 124, 1088.

¹² HStAWI Abt. 124, 1339 und 1343.

¹³ HStAWI Abt. 124, 46. Alle nachfolgenden Angaben zum Jagdschloß und zum Park beruhen, sofern nicht anders angegeben, auf den Rechnungsunterlagen im Archiv der Grafen von Ostein.

¹⁴ Vgl. Spengler, Johannes. Der Kurmainzer Architekt Johann Valentin Anton Thoman, 1695–1777. München/Berlin 1987, S. 164–172.

¹⁵ Becker, W.B. Taschenbuch für Gartenfreunde: Der Osteinische Park auf dem Niederwalde bei Mainz. Leipzig 1796, S. 120 f.

¹⁶ Vgl. die Honorarabrechnungen von 1789 und 1791 als Direktor des Niederwälder Bauwesens. Mangin (1742–nach 1809) war damals auch u.a. mit Bauten in Mainz, Koblenz und Rotenburg a.d. Fulda beauftragt.

¹⁷ HStAWI Abt. 124, 1344.

¹⁸ Becker, Taschenbuch (wie Anm 15), S. 125 f.

¹⁹ Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. Besonders in Hinsicht auf den gegenwärtigen Krieg, auf Naturschönheiten, Kultur und Alterthümer. Von einem Beobachter. Bd. 1, Brandenburg 1795, S. 127.

²⁰ Plan in: HStAWI Abt. 123, 1838.

²¹ Hinweis in: HStAWI Abt. 123, 1851.

²² HStAWI Abt. 124, 1143.

²³ Man vgl. nur Francis Bond Head, Ausflug zum Niederwald. In: Rheingau-Forum 4, 1995, Heft 4, S. 51–58 (aus: Bubbles from the Brunnsens of Nassau. Brüssel 1840, in deutscher Übersetzung von Leo Gros).

²⁴ HStAWI 124, Abt. 1344.

²⁵ Vgl. hierzu die Einleitungen zu den Findbüchern im HStAWI Abt. 123, Teile 3 und 4.

²⁶ HStAWI Abt. 123, 887.

²⁷ Vgl. HStAWI Abt. 123, 1851 und 1978.

²⁸ HStAWI Abt. 123, 890.

²⁹ HStAWI Abt. 212, 2406.

³⁰ HStAWI Abt. 212, 9820, mit Zeichnung der Hütte.

³¹ HStAWI Abt. 212, 2406 fol. 121.

³² HStAWI Abt. 405, 20873 fol. 19v.

³³ Großmann, G. Ulrich. Mittel- und Südhessen (DuMont-Kunst-Reiseführer), Köln 1995, S. 98 f.

Bildnachweis

1. Museum Wiesbaden, Sammlung Nass. Altertümer
2. Bildersammlung Paul Claus, Geisenheim
3. HStAWI Abt. 124, Urkunden
4. HStAWI Abt. 3008, Bildersammlung
5. Foto des Verf.
6. Museum Wiesbaden, Sammlung Nass. Altertümer
7. HStAWI Abt. 3008, Bildersammlung
8. HStAWI Abt. 3008, Bildersammlung
9. HStAWI Abt. 123, 1838
10. Bayer. Staatsarchiv Augsburg, Bestand Grafen von Waldbott-Bassenheim; demnächst HStAWI
11. HStAWI Abt. 212, 9820

Der Dreikönigsaltar in Geisenheim – ein Werk von einem Südtiroler Bildschnitzer

In Geisenheim, in der katholischen Pfarrkirche zur Kreuzauffindung, befindet sich im südlichen Seitenschiff ein sehr schöner spätmittelalterlicher Flügelaltar mit der Anbetung der Heiligen Drei Könige.

Dieser Dreikönigsaltar (Abb. 1) ist ein Flügelaltar, der im geschlossenen Zustand die gemalte Verkündigung des Engels an Maria zeigt. Geöffnet (Abb. 2) erscheinen auf dem linken Flügel die Bilder des Apostels Johannes und der hl. Katharina von Alexandrien und auf dem rechten Flügel die hl. Margarete mit dem hl. Nikolaus. Es sind große, schöne Gestalten, die vor einem Goldhintergrund stehen¹.

Die Anbetung der Heiligen Drei Könige

Der Mittelschrein beherbergt in Vollplastik die Anbetung der Heiligen Drei Könige (Abb. 3).

Der quadratische, leicht stumpfwinklig vorspringende vergoldete Schreinraum² ist nur durch ein eingraviertes Granatapfelmuster verziert, unterbrochen durch eine in Schulterhöhe Josefs gemalte Zierleiste. Vier schlanke dreikantige Pilaster gliedern ihn in drei spitzbogige Arkaden mit blaugemaltem Netzgewölbe, die in Hängekonsolen münden und deren Bögen mit rankendem Laubwerk geschmückt sind.

Unter diesen Arkaden, deren vergoldete Rippen wie Sterne leuchten, huldigen die drei Könige, die Lebensalter vertretend, dem göttlichen Kind. Obwohl die Arkadengliederung des Schreins mit der ein wenig breiteren und durch den Stern von Bethlehem mit seinem Schweif betonten mittleren Arkade eine zentrierte Komposition vorgibt, liegt

das Zentrum der Anbetungsszene auf der linken Seite. Dort sitzt Maria mit ihrem Kind, von einem üppigen goldenen Stoffmantel mit blauem Futter umhüllt, der in kräftigen Stoffbahnen von ihrer Schulter und in zügigen Falten von ihren Knien herabfällt, über den Füßen in einem ohrmuschelartigen Umschlag endend, der das hellrote Kleid hervorscheinen läßt. Zwischen ihren Knien und der Seitenwand des Altars staut sich der voluminöse Stoff in kräftigen Brüchen und Knicken und verunklart die Sitzhaltung der Maria. Sie blickt sinnend, fast träumend, aus dem Altar heraus, ohne das Kind oder den vor ihr knieenden König anzuschauen. Die langen vollen Haare fallen in zopfförmigen Lockenbahnen herab. Auf ihrem Kopf liegt locker gefaltet ein weißer Schal, dessen Stoffbahnen vor ihrer linken Schulter bis auf den Arm herabfallen. In der rechten Hand hält sie auf einem Kissen das halbnackte aufrecht sitzende Kind³; die linke Hand will das Kind schützend umgreifen. Dieses sitzt aufrecht mit gekreuzten Beinchen auf einem dicken Kissenpolster und wendet sich mit Blick und weit geöffneten und segnenden Händen dem ältesten König zu, der vor ihm in die Knie gesunken ist. Krone und Zepter⁴ hat er niedergelegt und ist ein sehr demütiger, zärtlicher, ganz einfacher, fast bäuerlicher Mann geworden.

Der hinter Maria stehende Josef hat bereits das Geschenk dieses Königs in Empfang genommen, ein mit Metall beschlagenes hausartiges Holzkästchen, und wendet sich grüßend den beiden anderen

⇨

Abb. 1: „Werktagsseite“ des Geisenheimer Altars mit der Verkündigung an Maria.

Abb. 2: Geöffneter Altar mit Dreikönigsschrein und Altarflügeln mit Heiligen



Abb. 2



Abb. 3: Der Innenschrein mit der Anbetung der Hl. Drei Könige.

Königen zu. Aber nur der schwarze König begegnet seinem Blick; der zweite sieht allein das göttliche Kind, vor dem er grüßend die Turbankrone abnimmt, um gleich vor ihm niederzuknien und ihm sein Geschenk darzubringen, einen Kelch mit Myrrhe. Besonders hoch gewachsen und schlank

ist der dritte, der schwarze König, ein junger Mann mit lockigen kurzen Haaren, eng anliegenden grünen Beinkleidern, roten Stiefeln aus weichem, sich zusammenstauchendem Leder und einem goldenen Obergewand mit weiten Ärmeln. In seiner Linken trägt er ein halbmondförmiges Weihrauch-

faß, über das er die Rechte schützend hält. Den roten Turban hat er bereits abgelegt – er liegt zu seinen Füßen.⁵

Unter diesem quadratischen Raum füllt das Rechteck des Schreins unten eine breite Leiste mit reliefartig herausgearbeiteten spitzbogigen vergoldeten Arkaden auf blaugrau gemaltem Grund⁶ (s. Abb. 2).

Gehalten wird der Flügelaltar von einer im 19. Jahrhundert angefertigten blau bemalten Predella aus Holz, auf der zwischen den Wappen der Familie Ingelheim folgende Inschrift zu lesen ist:

Dem Andenken ihrer seeligen Eltern

*Friedrich Carl Joseph Grafen von Ingelheim
gen. Echter von und zu Mespelbrunn,*

*Maria Antonia Gräfin von Ingelheim geb:
Gräfin von Westphalen zu Fürstenberg.*

*Stifteten diesen Altar 1869 die Kinder
Philipp, Friedrich, Joseph, Grafen v: Ingelheim,
Therese Gräfin v: Oberndorff, Franziska
Freifrau v: Gemmingen, Isabella, geb:
Gräfinen von Ingelheim. 1869*

Die Geisenheimer wissen es: die Familie von Ingelheim hat diesen schönen Altar gestiftet. Mespelbrunn im Spessart ist das Stammschloß der Ingelheims; und daher nahm man wohl an, daß der Altar aus ihrer Heimat stammt. So steht es auch im Dehio, dem Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler⁷: „*Mittelschrein mit Anbetung der Könige um 1480, aus dem Spessart; die übrigen Teile 19. Jh.*“

Aber Kenner der spätmittelalterlichen Holzplastik stutzen hier: Der Spessart ist immer ein armes und vor allem ein bäuerliches und wenig besiedeltes Gebiet gewesen. Solche qualitätsvollen Bildwerke konnten hier nicht entstehen. Manche wurden deshalb auch unsicher und entdeckten in dem Werk „*fränkische Einflüsse*“⁸ und vermuteten, daß er vorher „*der Schrein für die Kapelle der Gamburg über dem Taubergrund*“ gewesen sei. Belege gibt es dafür aber nicht.

Nur eine reiche Stadt, deren Bürger Aufträge für Kunstwerke vergeben können, kann einem Bildschnitzer eine Lebensgrundlage bieten, nur hier gab es genügend Auftraggeber: Kirchen, Klö-

ster, Bürger, Zünfte und Vereine. In großen Werkstätten wurden die Auftragswerke angefertigt, und der Meister, Gesellen und Lehrlinge arbeiteten gemeinsam an so einem großen Werk. Der Leiter einer Werkstatt schuf zum Beispiel den Gesamtplan eines Altarwerkes nach den Vorstellungen des Auftraggebers, ausgeführt wurde er dann als Gemeinschaftsarbeit, denn so ein Flügelaltar besteht ja nicht nur aus den Figuren. Auch der Schrein mußte gezimmert und gestaltet, seine Verzierungen mußten geschnitzt werden, dann folgte die Bemalung der Figuren durch den Faßmaler⁹, der übrigens damals oftmals angesehenener war als der Schnitzer. Die bemalten Flügel forderten wiederum ein ganzes Team von Künstlern und Handwerkern.

So ein Wandelaltar war für die Menschen damals wie ein heiliges Buch, aus dem sie die Botschaft Jesu lesen konnten. Wochentags war er geschlossen, man sah nur die Bilder, die heute meist verdeckt sind, weil wir gewöhnt sind, das Kostbarste, den Schrein, täglich offenzuhalten. Heute gibt so ein Kunstwerk selten mehr Anlaß zur Andacht, sondern meist nur zur Kunstbetrachtung. In der Zeit seiner Entstehung war ein Altarschrein wie dieser Dreikönigsaltar, an dem täglich Messen gelesen wurden, ein „*Ort der Belehrung und Betrachtung, der Schaufreude und der Festlichkeit, ein Bild- und Skulpturenträger, der sich in einem bestimmten, festgelegten Rhythmus im Verlaufe des Kirchenjahres wandelt.*“¹⁰

Die Anbetung der drei Könige findet sich relativ selten im Mittelschrein. Meist erscheint dieses Motiv auf den Altarflügeln im Zusammenhang mit dem Leben Jesu oder dem Leben der Muttergottes oder auf der Predella, gemalt oder in Relief geschnitzt. Die Anbetung des Jesuskindes auf dem Schoß seiner Mutter Maria ist eins der ältesten Motive in der christlichen Kunst. Seit dem späten dritten Jahrhundert erscheint das göttliche Kind der Welt – Epiphanie – in Katakomben und auf Steinsarkophagen. „Die Welt“ wird zunächst vertreten durch die aus fremden Ländern kommenden Magoi, Weise, Sterndeuter. Als deren Glanz verblaßt, huldigen weltliche Herrscher, Könige, dem Kind und bringen ihm ihre Gaben – Gold dem König, Weihrauch dem Gott und Myrrhe dem Menschen Jesus.

Hans Klocker aus Brixen¹¹

Die Maria des Altars (Abb. 4) war es, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog – allzu verblüffend ist die Ähnlichkeit mit einer thronenden Madonna im Nürnberger Germanischen Nationalmuseum, die dem Südtiroler Bildschnitzer Hans Klocker zugeschrieben ist (Abb. 5 und 6).

Wer aber ist Hans Klocker? Auch in Fachkreisen – außer bei Spezialisten für Plastik des späten Mittelalters – ist sein Name kaum bekannt. Und doch: Hans Klocker ist ein wichtiger Meister aus Brixen/Südtirol. Seine Lebensdaten kennt man nicht, aber er ist durch Urkunden und gesicherte Werke zwischen 1482 und 1500 nachweisbar. Gesicherte Werke sind der ehemalige Hochaltar von St. Leonhard in Passeier, ein Krippenaltar, und der ehemalige Hochaltar der Pfarrkirche zu Kaltern mit der Krönung Mariens.

1482 wird er erstmals mit ganzem Namen – als Hanns Klöckl – erwähnt als Bildschnitzer, Meister und Bürger der Bischofsstadt Brixen. Der Bischof



Abb. 4: Maria vom Geisenheimer Altar.

empfiehlt ihn als einen „mit seiner getrewen und künstlichen Arbeit hoch berüembten“ Künstler für einen Hochaltar in der Völser Pfarrkirche. Aus dieser Empfehlung ist zu schließen, daß der Meister in Brixen 1482 eine eigene Werkstatt besaß. Er war „sicher ein leitender und führender Meister einer eigenen Werkstatt, in der er als Unternehmer und künstlerischer Leiter die Ausführung des ganzen Altarwerkes, einschließlich Flügelgemälden und Fassung, übernimmt“¹² und ist evtl. identisch mit einem „Hans Maler“, der von 1477 bis 1498 die Stellung eines bischöflichen Hofmalers in Brixen innehatte.

Hans Klocker muß ein bekannter Meister mit gutem Ruf gewesen sein, denn auch außerhalb Brixens, sogar aus dem Umland von Bozen, das selbst reich an eigenen Malern und Bildschnitzern war, kamen ihm nachweislich Aufträge zu, so – urkundlich belegt – für Kaltern. In der Bischofsstadt Brixen ist Hans Klocker 1497 und 1498 Bürgermeister. Er war also nicht nur ein bekannter Künstler, sondern auch ein wohlsituerter und beim Bischof wie auch bei seinen Mitbürgern angesehener Bürger.

Aufgrund der stilistischen Ähnlichkeiten konnte man Hans Klocker noch andere Werke zuschreiben: einen Flügelaltar in der Franziskanerkirche zu Bozen mit der Anbetung des Kindes, mit dem gleichen Thema einen Altar in Tramin; auch der Hochaltar in der St. Stephanskirche zu Pinzon, ein Altar mit der thronenden Gottesmutter mit dem Kind, flankiert von den Heiligen Stephanus und Laurentius, ein Barbaraaltar aus Montan und Einzelbildwerke wie u.a. die Reliquienbüste der hl. Agnes im Brixner Domschatz, die bereits erwähnte thronende Maria in Nürnberg und die heiligen Leonhard und Stephanus aus Villnöß, die sich ebenfalls in Nürnberg im Museum befinden.

Seine Lehre muß Hans Klocker in einer Brixener Werkstatt absolviert haben. Gisela Scheffler erschließt aus Urkunden und stilistischen Vergleichen, daß er zeitweise in der Werkstatt des „Meisters des Berliner Altars“ gearbeitet haben muß¹³. Typisch für Klockers Lehrer sei, daß er „*ehrer Schnitzer als frei entwerfender Maler*“ war, der die Bildentwürfe für seine Plastiken Motiven aus der oberdeutschen Graphik entnahm, speziell Werken des Meisters E. S.



Abb. 5: Hans Klocker, Thronende Maria aus Nürnberg, Germ. Nat. Museum (Detail).



Abb. 7: Hans Klocker, Silberne Reliquienbüste der hl. Agnes im Brixner Domschatz.



Abb. 6: Hans Klocker, Thronende Maria aus Nürnberg.



Abb. 8: Hans Klocker, Mittelteil des Marienaltars aus Pinzon.

Ein Einfluß des berühmten etwa zur gleichen Zeit im nahen Bozen arbeitenden Michael Pacher ist zwar festzustellen, aber in seiner Werkstatt wird er nicht gearbeitet haben.

Der Geisenheimer Dreikönigsaltar – ein Frühwerk Hans Klockers

Der Kopf der Maria zeigt deutliche Familienähnlichkeit mit der Nürnberger Madonna (Abb. 5): Das ovale Gesicht mit dem hohen gradlinig abschließenden Haaransatz; die hohe, runde Stirn; die ausgeprägten großen Augäpfel mit ihren tief heruntergezogenen Lidern; die kräftige gerade Nase, der feine, etwas spitze Mund, das runde Kinn und das volle Untergesicht. Am zylindrischen Hals sieht man bei beiden die für Klocker typischen Beugefalten und die Grübchen des Schlüsselbeins. Die Haare fallen in großen, zopfartig zusammengefaßten Locken vom Kopf herab auf einen weiten, stoffreichen Mantel, der über den Schultern liegt. Auch das Kleid zeigt den bei Klocker häufig verwendeten eckigen Ausschnitt, der mit einem breiten goldenen Band eingefast ist, mit dem der feste, voluminöse Stoff in Falten gelegt ist. Das Gewand ist bei beiden unter der Brust gegürtet.

Die Unterschiede sind aber auch nicht zu übersehen: Die Geisenheimerin ist schmaler, schlanker, jünger; sie wirkt mädchenhafter, unbewußter als die viel fraulichere Nürnbergerin; die Haltung der Geisenheimer Maria ist gehaltener, scheuer, steifer. Auch in der formalen Gestaltung des Gewandes unterscheiden sich die beiden: bei der Nürnberger Maria (Abb. 6) ist das Gewand viel bewußter eingebunden in die Gesamtkomposition, dem Inhalt untergeordnet; bei der Geisenheimerin verstärkt zwar der üppige knittrige und brüchige Faltenwurf die Bedeutsamkeit der heiligen Gruppe, er verschleiert aber auch Unsicherheiten in der Sitzhaltung der Maria. Gemeinsam ist den beiden Marien jedoch die „ruhige Gestimmtheit“, die typisch ist für Klockers Figuren.¹⁴

In stilistischer Hinsicht ähnelt die Maria aus Geisenheim eher der Reliquienbüste der hl. Agnes

im Brixener Domschatz von 1481–85 (Abb. 7). Auch dort finden wir das schmalovale Gesicht, die ausgeprägten Augenlider; die Augenpartie nimmt die ganze Breite des Gesichts ein. Ähnlich sind auch die Grübchen in den Mundwinkeln; die Haare sind voller als bei der Nürnberger Maria.

Besonders deutlich wird aber die Ähnlichkeit mit der Maria aus dem Altar von Pinzon von 1490–95 (Abb. 8). Auch diese Maria wirkt noch ein wenig steif und hoheitsvoll-scheu; ihr Gesicht ist schmal. Die Ähnlichkeit beider Augenpartien, des runden Kinns, der Grübchen am Schlüsselbein ist überzeugend. Sogar in der Handhaltung zeigt sich die nahe Verwandtschaft. Sie gibt vielleicht auch einen Hinweis darauf, wie die Geisenheimerin ursprünglich ihr Kind hielt.

Die Geisenheimer Maria aber muß früher entstanden sein als die vom Pinzoner Altar. Während diese gelöster, freier, entspannter, selbstbewußter wirkt, den Kopf leicht neigt und viel mehr Raum für sich beansprucht, wirkt die Geisenheimerin viel blockhafter; fast ängstlich hält sie ihren Kopf ganz gerade; sie wirkt so, als geniere es sie, plötzlich eine solche Rolle zu spielen durch das Kind. Auch in der Gewandgestaltung kann man eine Entwicklung von dem Geisenheimer zum Pinzoner Altar erkennen: Der Stoff des Mantels, der in Geisenheim scharfe Brüche und Knicke bildet, ist bei der Maria aus Pinzon schmiegsamer geworden und „löst sich in freierer Eigenbewegung vom Körper“¹⁵. Für eine spätere Entstehungszeit des Pinzoner Altars spricht auch die für Klocker typische symmetrische Komposition mit einer zentralen Gestalt in der Mitte. Der Altar aus Geisenheim zeigt eine für Klocker ganz untypische Asymmetrie. Zu diesem Zeitpunkt hat er offenbar seinen ganz persönlichen Stil noch nicht gefunden.

Das Christkind ist von dem neugotischen Restaurator neu geschnitzt worden. Die Kinder bei Klocker sind in der Regel sehr viel größer, kindlicher und fast immer nackt. Vor allem hätte die

⇨

Abb. 9: Hl. Josef vom Geisenheimer Altar.

Abb. 10: Hans Klocker, Hl. Petrus aus Laatsch, St. Leonhard.

Abb. 11: Hans Klocker, Hl. Josef aus St. Leonhard in Passeier.

Abb. 12: Erster König aus dem Geisenheimer Altar.



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 12

Arm- und Handhaltung der Maria und des knieenden Königs erst einen Sinn, wenn ein viel größeres Kind in Marias Arm liegt. Auch das Kissen gibt es nicht bei Klocker.

Der heilige Josef, der hinter Maria steht, überragt und erhöht die Gruppe der Maria mit dem knieenden König kompositorisch, so daß er die Spitze eines Dreiecks bildet, in dessen Mitte das Kind liegt. Einerseits zu der Anbetungsgruppe gehörend, stellt er gleichzeitig die Verbindung zu der Gruppe der Ankommenden her, die mit ihm zusammen ein Rechteck bilden, das die im Vordergrund agierende Gruppe der Maria und des knieenden Königs hinterfängt. Vom Typ her ist der Geisenheimer Josef (Abb. 9) mit der Stirnlocke, dem Lockenkranz um die Kopfplatte und dem kurzen Bart eher ein Petrustyp und entspricht im Klocker'schen Werk dem Petrus aus Laatsch in St. Leonhard (Abb. 10), aber auch dem hl. Josef aus dem Passeier Altar von 1486–90 (Abb. 11). Die physiognomische Verwandtschaft zeigt sich im scharf geschnittenen Gesicht, den eingezogenen Wangen mit senkrechten Faltenkerben, den ausgeprägten Stirn- und Nasenfalten, dem Faltenfächer in den Augenwinkeln. Wie der Josef aus dem Traminer Altar von 1485¹⁶ hat auch er den Mund leicht geöffnet, so daß die obere Zahnreihe sichtbar wird, ein Kennzeichen für den frühen „übertriebenen Verismus“¹⁷. Anders als die bekannten Klocker'schen Josefgestalten, die bäuerlich-einfach gekleidet sind, trägt er für den Empfang der Könige einen prächtigen goldenen Mantel mit rotem Innenfutter über einem grünen Untergewand, das eine große Falte am Halsauschnitt schlägt wie beim Kalterer Christus auf dem Palmesel¹⁸, und unter dem das Stehbündchen eines Unterhemdes sichtbar wird. Der in großen Brüchen sich stauende Mantelstoff verunklart die räumlichen Verhältnisse zwischen Josef und Maria und wirkt wie eine Verlegenheitslösung, um die linke Ecke des Schreins auszufüllen.

Der vor Maria und dem Kind knieende König (Abb. 12) zeigt eine mit Josef vergleichbare Gesichtsgestaltung: Auch hier die Schädelplatte mit der Stirnlocke, die hohen kräftigen Augenbrauen, die gerade Nase, die eingezogenen Wangen, die tiefen Kerben der Stirn-, Augen-, Nasen- und Wangenfalten. Seine Kopf- und Barthaare sind

jedoch länger – vergleichbar dem Kalterer Palmesel-Christus¹⁹. Er wirkt wie der Vater des jungen Hirten im Traminer Altar, der dort hinter Josef in Halbfigur erscheint (Abb. 13). Das Gewand des Königs besteht aus einem grünen Untergewand und grünen eng anliegenden Hosen, über die ein gegürteter goldener Kasack mit Seitenschlitzen gezogen wurde. Die Fußkleidung mit weichen Stiefeln und Sporen zeigt an, daß er die weite Reise mit dem Pferd zurückgelegt hat.

Während dieser ältere König den Königsmantel vor dem göttlichen Kind abgelegt und unter seine Knie geschoben hat, trägt der mittlere (Abb. 14) noch dieses Symbol der Königswürde, das den Umriß der Gestalt vergrößert und vereinheitlicht. Damit die Stofffülle ihn nicht behindert, hat er ihn unter dem Arm eingeklemmt, so daß er fächerförmige Falten bildet und damit ein wenig den leeren Raum zwischen sich und dem schwarzen König belegt und füllt. Die Gesichtsgestaltung entspricht der der anderen Figuren; auch bei ihm wird die obere Zahnreihe sichtbar.

Der neugotische Restaurator hat die rechte Arkade ganz dem jungen Mohrenkönig (Abb. 15) vorbehalten, der ein Bruder des Traminer Hirten (Abb. 13) sein könnte mit seinen hochgeführten geschwungenen Augenbrauen, den großen Augen mit den ausgeprägten Lidern, der kräftigen, rund endenden Nase, dem ausdrucksvollen Mund und dem runden Kinn und nicht zuletzt der gelockten Kurzhaarfrisur. Während bei den anderen Königen Mantel und Gewänder die Körperformen weitgehend verdecken, erscheint dieser König in eleganter, modisch-exotischer Kleidung mit den eng anliegenden grünen Beinkleidern, roten gespornen Schaftstiefeln, deren weiches Leder sich zusammengeschoben hat und mit einem sehr modischen goldenen Wams mit enger Taille, abstehendem Schoß und mit sich weit öffnenden Ärmeln, die an der Schulter gefältelt sind. Seinen Turban hat er bereits abgelegt – er liegt zu seinen Füßen. Barhäuptig naht er sich der Anbetungsszene, der er vielleicht einmal sehr viel näher stand. Aus dem Anbetungsrelief vom linken Schreinflügel des Marienkrönungsaltars von Michael Pacher in Gries bei Bozen²⁰ könnte man die ursprüngliche Klocker'sche Komposition erschließen. Auch seine Gabe an das Christkind, das nicht sehr häu-



Abb. 13

Abb. 13: Hans Klockner, rechter Hirte aus dem Traminer Altar.

Abb. 14: Zweiter König aus dem Geisenheimer Altar.
Abb. 15: Dritter König aus dem Geisenheimer Altar.



Abb. 14



Abb. 15

fig wiedergegebene halbmondförmige Weihrauchgefäß, das auf die afrikanisch-orientalische Herkunft dieses dritten Königs hinweist, erinnert ebenso wie die Kleidung und die etwas gezierte Haltung des schwarzen Königs an Pachers Gestaltung der Anbetungsszene im Grieser Altar. Aber diese *Bezüge beschränken sich* – auch hier in diesem frühen Werk Klockners – auf „Zitate“²¹

Eine Handzeichnung eines rheinischen Meisters, die sich in der Veste Coburg befindet, (Abb. 16) weist jedoch so große Ähnlichkeiten in Komposition und Einzelgestaltung auf, daß man sie in Beziehung zu dem Klockeraltar bringen muß. Diese Zeichnung geht mit anderen motivgleichen Kunstwerken zurück auf einen verlorengegangenen Holzschnitt des Meisters E.S.²² Von dessen Graphiken hatte sich ja schon der „Meister



Abb. 16: Zeichnung aus der Veste Coburg, Ende 15. Jh., mit der Anbetung der Hl. drei Könige.

des Berliner Altars“, der Lehrherr Klockers, inspirieren lassen. Gisela Scheffler²³ stellt fest, daß auch Hans Klocker für den Traminer, Passeier und Bozener Altar mit dem Weihnachtsmotiv graphische Vorlagen benutzt hat und „die Größe und das Volumen der dargestellten Personen zu vollplastischen Figuren ... steigert. Er placiert sie im Mittelschrein und erhebt so die Verehrung des göttlichen Kindes zum Hauptthema des Schnitzaltars“ – hier im Geisenheimer Altar ist es die Anbetung der Könige, die er zum Hauptthema macht. Hans Klocker war wohl auch „nur in beschränktem Maße Erfinder von Kompositionen“²⁴ und nutzte deshalb für die Gestaltung von Szenen graphische Vorlagen. Später, als er seinen eigenen Stil gefunden hatte, bevorzugt er die symmetrische Komposition und vermeidet die szenische Gestaltung.

Aus dieser Zeichnung aus der Veste Coburg kann man erschließen, wie das Kind auf dem Schoß der Mutter saß. Es war nicht nur größer – wie alle Klocker’schen Kinder –, sondern saß auch

tief auf dem linken Knie der Mutter, die es mit beiden Händen dem knieend huldigenden König hinhielt. Und dieser hatte mit seiner Rechten die Hand des Kindes demutsvoll zum Handkuß an seinen Mund geführt, während er mit der linken Hand den nackten Fuß ergriff. Zu seinen Füßen lag auch keine Krone auf einem Purpurkissen, sondern ein Kronenhut. Vergleichbar ist auch die Stellung Josefs und das hausartige Kästchen mit Gold, das er vom ersten König übernommen hat. Auch die höfische Geste des Hut- bzw. Turban-Lüftens des zweiten Königs ist ein typisches Motiv für diese Dreikönigsgestaltung, die durch den Meister E.S. vermittelt wurde.

Zusammenfassung:

- Der Geisenheimer Dreikönigsaltar ist wegen seiner künstlerisch hohen Qualität als das Werk eines bedeutenden Bildschnitzers anzusehen.
- die großen stilistischen Ähnlichkeiten mit der Nürnberger Maria des Hans Klocker und seinem Altar in Pinzon sowie anderen Werken des Südtiroler Meisters lassen auf den Brixener Bildschnitzer Hans Klocker als den Schöpfer dieses Geisenheimer Altares schließen.
- Die stilistische Nähe zu der Agnes-Büste von 1481, zu Figuren aus dem Traminer und Passeier Altar – und die Verwendung von graphischen Vorlagen des Meisters E.S. nach Art seines Lehrherrn, des Meisters des Berliner Altars – rücken das Geisenheimer Werk in die Frühzeit des Künstlers um 1480–85, vielleicht ist es auch ein (Gesellen)Werk vor 1480.
- Wegen der für Klocker untypischen Asymmetrie, wegen kompositorischer und gestalterischer Unsicherheiten bei hohem technischem und künstlerischem Können, der Blockhaftigkeit und Verhaltenheit seiner Gestalten müßte der Geisenheimer Altar an den Beginn von Klockers künstlerischer Laufbahn gesetzt werden.²⁵ Trotz kleiner Unzulänglichkeiten sieht man an diesem Geisenheimer Altar schon die überdurchschnittlichen künstlerischen Fähigkeiten Hans Klockers, seine unverwechselbaren Physiognomien und spürt die für ihn typische, fast meditative Ruhe und die stille Gefühlsintensität.

Die Stifterfamilie

Wie aber ist dieser Südtiroler Altar, der nach diesen Ergebnissen in der Bischofsstadt Brixen angefertigt wurde, nach Geisenheim gekommen?

In der Zeit, in der dieser Altar von der Familie Ingelheim gestiftet wurde, hat die romantische Hinwendung zum Mittelalter in der deutschen gebildeten Bürger- und Adelsschicht ein großes Interesse an mittelalterlichen Kunstwerken geweckt. Ein Musterbeispiel ist der Frankfurter Dompfarrer E.F.A. Münzenberger (1833–1890). In der „Domstadt“ Köln, in der er das Priesterseminar besucht und 1856 zum Priester geweiht worden war, hatte er die neugotische Bewegung um die Fertigstellung des Doms miterlebt. Im Bistum Limburg war er seit 1868 tätig als „Referent für Bausachen“. In dieser Stellung und als Frankfurter Stadtpfarrer seit 1870 kaufte er mittelalterliche Kunstwerke auf Versteigerungen oder von Pfarreien auf, in denen sie auf staubigen Speichern und in Kirchtürmen abgestellt waren. Er ließ sie renovieren und brachte auf diese Weise „*heimat- und funktionslos gewordene mittelalterliche Altäre in die Kirche*“ zurück und führte „*sie ihrer ursprünglichen liturgischen Bestimmung wieder zu*“²⁶. Münzenberger war auch Gründungsmitglied der „Zeitschrift für christliche Kunst“, die 1888 gegründet wurde, und er schrieb ein breit angelegtes Werk „Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands“, das ab 1885 erschien.

Es ist durchaus möglich, daß die Familie von Ingelheim den Pfarrer Münzenberger persönlich kannte und durch ihn die Anregung zum Erwerb eines mittelalterlichen Altars bekam. Münzenberger hatte sich bereits vor seiner Frankfurter Zeit – gegen 1860–62 – „*zu theologischen und wissenschaftlichen Studien in das Mutterhaus der Kongregation der Armen Dienstmägde Jesu Christi in Dernbach/Westerwald zurückgezogen und war dort als Priester und Lehrer tätig*“²⁷. 1858, im Todesjahr der „*sehr kunstsinnigen*“²⁸ Gräfin von Westphalen zu Fürstenberg, hielten die ersten Dernbacher Schwestern Einzug in das neugegründete Natalienhospital in Geisenheim, das seinen Namen nach der Stifterin, der Gräfin Natalie von Ingelheim, der zweiten Frau des Grafen Philipp, erhielt. Die Familie bot den Schwestern zunächst

Unterkunft und Verpflegung. Daraus ist zu schließen, daß nicht nur die Beziehungen zu den Dernbacher Schwestern eng waren, sondern auch zu deren Spiritual E.F.A. Münzenberger. Und da „*im Hause ... des Grafen Philipp von Ingelheim (1801–1879) ... eine hohe Kultur*“²⁹ herrschte und die Familie politisch, wirtschaftlich und kulturell von großer Bedeutung im Rheingau war und durch den Weinbau weitreichende nationale und internationale Beziehungen hatte, ist es durchaus möglich, daß Mitglieder dieser sowohl kunstsinnigen als auch frommen Familie den Altar entweder auf einer der vielen Versteigerungen mittelalterlicher Kunstwerke erworben oder auf Reisen entdeckt hatten und ihn in Südtirol oder im Frankfurter Raum renovieren ließen³⁰.

Anmerkungen

¹ Da das mir zugängliche Vergleichsmaterial keine klaren Rückschlüsse ziehen läßt, habe ich die Tafelmalereien vorerst nicht berücksichtigt. Dr. Leo Andergassen, Bozen, bemerkt dazu: „die Flügel sind ebenfalls tirolerisch und dem Werk des Malers Leonhard von Brixen zuzuweisen. Zu datieren sind sie um 1460/70. Eine enge Zugehörigkeit zu den Schreinfiguren ist schon deshalb auszuschließen, da Klocker mit seiner Tätigkeit erst beginnt, als Leonhard schon tot ist ...“ (26.9.1995)

² Maße des Schreins: Höhe 181 cm; Breite 150 cm, bei geöffneten Flügeln 302 cm; innerer Schreinraum: Höhe 140; Breite 140; Tiefe 40 cm; Trapezform leicht angedeutet. Altarflügel: 173 x 76 cm. Größe der Figuren: Maria 70 cm; Josef 102 cm; knieender König: 50 cm; 2. König 100 cm; schwarzer König 102 cm.

³ Das Kind ist ergänzt, ebenso das Kissenpolster.

⁴ Das rote Kissen ist lose und sein Standort auswechselbar. Sicher spätere Zutat, ebenso das Zepter, das er lose in der linken Hand hält, wahrscheinlich auch die Krone, die zu Klockers Zeit unüblich ist für den ältesten König.

⁵ Auch wohl Restauratoren-Zutat, um den freien Raum auszufüllen.

⁶ Die recht fantasielose und akademische Gestaltung läßt auf eine Ergänzung des Restaurators des 19. Jahrhunderts schließen. Leo Andergassen (s. Anm. 2) dazu: „Die Komposition wurde freilich verändert, der gesamte Schrein ist neugotisch. In Tirol kennt man keine dergleichen Retabel. Die Komposition war zunächst gedrängter. Das Christkind ist ergänzt“. Evtl. ist ein alter Schrein verwendet worden; denn er ist – typisch für Klocker-Altäre – stumpf vorspringend.

⁷ Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Sonderausgabe f. d. Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt 1966, S. 289; Josef Hartung: Der Rheingauer Dom. Hl.-Kreuz-Kirche Geisenheim. 2. Aufl. Wiesbaden 1967, S. 11: „Ein unbekannter spätgotischer Meister aus dem Spessart hat ihn gefertigt“. Abbildungen S. 12. Die „über dem Altarbild“ stehenden Figuren des hl. Petrus, des hl. Sebastian und hl. Rochus befinden sich jetzt in der Sakristei; sie haben keine Beziehung zu dem Altar, weder stilistisch noch inhaltlich, noch der künstlerischen Qualität nach.

⁸ Rudolf Klein: Mit dem Zeichenstift unterwegs: Die Heiligen Drei Könige von Geisenheim. In: FAZ Rhein-Main-Blatt Nr. 298 vom 24.12.1987, S. 45.

stei; sie haben keine Beziehung zu dem Altar, weder stilistisch noch inhaltlich, noch der künstlerischen Qualität nach.

⁸ Rudolf Klein: Mit dem Zeichenstift unterwegs: Die Heiligen Drei Könige von Geisenheim. In: FAZ Rhein-Main-Blatt Nr. 298 vom 24.12.1987, S. 45.

⁹ Faßmaler – derjenige, der ein Holzbildwerk farbig zu „fassen“, d. h. zu bemalen und zu vergolden hatte.

¹⁰ Herbert Schindler, Der Schnitzaltar, 2. Aufl. Regensburg 1978, S. 16.

¹¹ Ich beziehe mich auf die Forschungsergebnisse von Gisela Scheffler, Hans Klocker, Schlern-Schriften 248, Innsbruck 1967, hier bes. S. 11 ff.

¹² Gisela Scheffler, s. Anm. 9, S. 13.

¹³ Gisela Scheffler, S. 49–60.

¹⁴ Gisela Scheffler, S. 7.

¹⁵ Gisela Scheffler, S. 7.

¹⁶ Im Bayer. Nationalmuseum München; Abbildung: G. Scheffler Abb. 5.

¹⁷ Gisela Scheffler, S. 26.

¹⁸ Gisela Scheffler, Abb. 23.

¹⁹ Gisela Scheffler, Abb. 23.

²⁰ Abb. bei Th. Müller, gotische Skulptur in Tirol. Bozen–Innsbruck–Wien 1976, Abb. 54.

²¹ G. Scheffler, S. 68: „Die Beeinflussung Klockers durch den Grieser Altar ist mehr eine Auswertung, eine Übernahme von Anregungen und Motiven, weniger eine stilbildende Auseinandersetzung“.

²² Edith Hessig, Der Meister E.S. 1935, S. 61: ... „sehr merkwürdig liegt der Fall ... einer Anbetung der Könige, die in zahlrei-

chen Varianten in Stein, Holz und Kartapasta, außerdem in einer Zeichnung auf der Veste Coburg existiert ... enge Beziehungen zur Kunst des Meisters E.S. ... daß man sicher annehmen kann, daß sie auf einen verlorenen, sehr verbreiteten Stich des Meisters zurückgeht“

²³ Gisela Scheffler, S. 95–96.

²⁴ G. Scheffler, S. 50. „Auch seine eigenen Kompositionen verwendet er mehrfach“

²⁵ Vielleicht noch als Geselle in der Werkstatt eines älteren Meisters.

²⁶ Elsbeth de Weerth, Einführung in den Ausstellungskatalog „E.F.A. Münzenberger, Frankfurter Stadtpfarrer und Kunstsammler“. Ffm. 1991, S. 9.

²⁷ Wolf-Heino Struck, Geschichte der Stadt Geisenheim, Ffm. 1972, S. 200.

²⁸ Briefliche Auskunft von Dr. med. Franz-Anselm Graf von Ingelheim 1988.

²⁹ Wolf-Heino Struck: Geschichte der Stadt Geisenheim, Frankfurt a. M. 1972, S. 200.

³⁰ Evtl. könnte das Familienarchiv der Ingelheims in Schloß Mespelbrunn Aufschluß geben.

Abbildungsnachweis

Prof. Dr. P. Claus Nr. 1, 2, 3, 9, 12, 14, 15. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; Nr. 5. u. 6.

Bildarchiv der Autorin: Nr. 4, 7, 8, 10, 11, 13, 16.

Wanderung zum Neroberg

Ausgangspunkt unserer Wanderung zum Neroberg ist der Kochbrunnen, der vom Hauptbahnhof mit den Buslinien 1 und 8 ungefähr alle zehn Minuten zu erreichen ist. Das Wasser der Natrium-Chlorid-Quelle, das mit 65 Grad Celsius aus der Tiefe strömt, kann man im Brunnentempel probieren, sofern man sich einen Becher mitgebracht hat. Das Wasser soll nach Aussagen eines Dichters nach leicht gesalzener Fleischbrühe schmecken.

Die Therme wurde in römischer Zeit in hier gelegenen Badeanlagen genutzt. Als Wiesbaden Weltkurstadt war, entstanden die großen Badehäuser rund um den Kochbrunnen. Heute dient sein Wasser nicht nur zu Trink- und Badekuren, sondern es wird auch zum Heizen der benachbarten Häuser verwandt. Die Schale des benachbarten

Kochbrunnenspringers wird von rötlichen Eisablagerungen gesäumt.

Wir verlassen den Kochbrunnenplatz an der von dem Architekten Wilhelm Bogler (1825–1906) erbauten Wandelhalle, die heute neben Läden ein im Sommer frequentiertes Gartencafé beherbergt und erreichen die Taunusstraße. Zahlreiche in- und ausländische Restaurants und viele Antiquitätengeschäfte laden hier und in den Nebenstraßen zur Einkehr und zum Stöbern ein. Christian Zeis hatte die klassizistisch geprägte Taunusstraße 1818 als Stadterweiterung vorgeesehen.

An ihrem oberen Ende gelangen wir zum Kriegerdenkmal, das gleichzeitig den Beginn des Nerotal's markiert. Das auf einem hohen Sockel postierte Reiterstandbild erinnert an die Gefalle-



Abb. 1: Nerotalanlagen mit Krieger-Denkmal, Neroberg (Weinberg und Griechischer Kapelle) um 1920

nen des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Das Denkmal wurde 1909 von den Berliner Künstlern Franz Preitel und Carl Crause geschaffen. Am Kiosk kann man sich für die weitere Wanderung mit Eis und Getränken versorgen.

Das Nerotal, ein Denkstein gleich am Anfang erinnert daran, wurde von dem Gartenarchitekten Paul Schatter kurz vor der Jahrhundertwende als städtische Grünfläche im Stil englischer Gärten entworfen und von dem Stadtbaumeister Felix Genzmer verwirklicht. Mit den geschwungenen Wegen, den Jugendstilbrücken über den Schwarzbach, dem Schweizer Häuschen und den teils seltenen, mit Namensschildern versehenen Bäumen ist man nach der lebhaften Taunusstraße draußen in der – wenn auch gestalteten – Natur.

Das einzige Gebäude im Nerotal ist die 1907 eröffnete Kurklinik, die aber in der Zwischenzeit den unterschiedlichsten Zwecken diente. Gesäumt wird das Nerotal durch teilweise prächtige Villen, die hin und wieder den Blick auf den Weinberg freigeben.

Im Park stößt man auf die Reste des 1898 geschaffenen Bismarckdenkmals. Als nicht mehr passend wurde es aus der Stadt 1966 hier herversetzt und dabei des Mädchens Nassau und des Jünglings Zukunft beraubt.

Ein wenig weiter erinnert ein Gedenkstein an den in Wiesbaden wohnenden Dichter Friedrich von Bodenstedt (1819–1892), der in den Liedern des Mirza Schaffy auch den Freuden des Weines huldigte.

Den Abschluß der Nerotalanlage bildet der mächtige Viadukt der Nerobergbahn. Im nahegelegenen Gartenrestaurant kann man sich erneut für die weitere Wanderung stärken.

Wer gemächlich bergan die Spitze des Neroberges erreichen möchte, der benutze den Philosophenweg, der rechterhand hinter dem Viadukt beginnt. Ein Schild weist darauf hin. Der Weg führt zunächst über dem hinteren Nerotal zur Hoffmannhütte und von dort im spitzen Winkel zurück zum Neroberg. Wegweiser führen zum Ziel.

Steiler geht es den Serpentineweg neben der Bahnstrecke durch den Wald bergauf. Auf kürzester Distanz sind rund einhundert Höhenmeter zu überwinden.

Um diese Beschwerlichkeit zu vermeiden, wurde 1888 die Nerobergbahn erbaut. Die Fahrt hinauf sei nicht nur den Bequemen, sondern auch den Wanderern mit Kindern empfohlen. Jungen und Mädchen macht die von April bis September verkehrende Bahn viel mehr Spaß als die Wanderung bergan durch den Wald.

Die zum Bremsen mit Zahnrädern zwischen den Schienen versehene Drahtseilbahn ist ein Kuriosum. Der talwärts fahrende Wagen wird mit Wasser belastet und zieht mit seinem nun höheren Gewicht den zweiten Wagen bergauf. Sobald dieser unten angekommen ist, wird der Wasserballast abgelassen und das Wasser wieder auf den Berg gepumpt. Damit kann nun wieder der obere Wagen beschwert werden.

Von der Bergstation der Nerobergbahn steigen wir zunächst zur Aussichtsterrasse über dem Weinberg hinab. Dabei führt der Weg unter uralten Eichen durch die Gedenkstätte der Achtziger. Steinblöcke erinnern an die toten Helden des Ersten Weltkrieges. Gestaltet wurde das Mahnmal 1930 von dem Architekten Edmund Fabry und dem Bildhauer Arnold Hensler. Die Terrasse, flankiert von zwei Löwen der ehemaligen Infanteriekaserne in der Stadt, bietet einen herrlichen Ausblick über Wiesbaden.

Direkt unterhalb der Terrassenmauer wachsen die Reben des legendären Nerobergs, und zwar ununterbrochen seit dem Jahre 1526. Damals ließ ein nassauischer Graf den steilen Berg roden, eine damals schwierige und anstrengende Arbeit. Seitdem gedeihen auf dem grünlichen Serizitgneis die Trauben prächtig in sonniger Südlage. Besonders in trockenen Jahren reifen dort herrliche Rieslingweine heran. Nach und nach haben neben dem gräflichen Weinberg auch Wiesbadener Bürger ihre Wingerte angelegt, obwohl der Hintere Berg damals recht weit von der Stadt entfernt war. Doch schließlich war der Neroberg wieder ganz in nassauischer Hand und ging mit dem Ende dieses Staates 1866 an die preußische Domäne über. 1900 kaufte die Stadt Wiesbaden den Weinberg Neroberg für viel Geld. So kommt es, daß man heute den Neroberger Wein nicht nur in einigen Geschäften in der Stadt, sondern vor allem im Städtischen Weingut in der Kapellenstraße kaufen kann.

Auf dem höchsten Punkt des Neroberges, also 245 Meter über dem Meeresspiegel, erhebt sich mit dem Turm der letzte Rest des einst angesehenen Neroberghotels. Es ist abgebrannt. Aber am Fuß des Turmes gibt es nun wieder ein Ausflugsrestaurant, in dem man sich von den Strapazen eines Aufstiegs erholen kann.

Die Kuppe des Berges bildet die Erlebnismulde mit in einer Spirale angeordneten Steinsitzen. Hier finden während der warmen Monate Musik- und Theateraufführungen der unterschiedlichsten Art statt.

Am Rande des Nerobergplateaus, mit herrlicher Aussicht über Wiesbaden und Mainz bis hinüber zur Bergstraße, steht der Nerobergtempel. Er ist ein gelungenes Beispiel für eine frühe Bürgerinitiative. Als um 1840 die Wiesbadener Straßenbeleuchtung von Öl auf Gas umgestellt wurde, wurden die steinernen Säulen überflüssig, die die Öllampen getragen hatten. Wiesbadener Bürger setzten sich dafür ein, daß die Säulen aus der Wilhelm- und der Luisenstraße einem guten und schönen Zweck zugeführt wurden. So entstand 1851 nach den Plänen des in Geisenheim geborenen Architekten Philipp Hoffmann der Monopteros auf dem Neroberg.

Direkt unterhalb des Nerobergtempels liegt das Opelbad. Wir gehen auf unserer Wanderung einen schmalen, beschilderten Weg strack bergab hinunter zum Eingang. Hoffentlich haben wir die Badehose im Wandergepäck, um uns an einem heißen Tag nach dem Aufstieg auf den Berg im hoch über Wiesbaden gelegenen Freibad erfrischen zu können.

Das Bad wurde im ehemals größeren Weinberg von den Architekten Schuster, Fabry und Hirsch im Bauhausstil erbaut. Man kann von dort den Blick hinunter auf die Stadt genießen, planschen und schwimmen und auf der Liegewiese sonnenbaden. Sehen und gesehen werden spielt dabei eine nicht unwichtige Rolle. Seinen Namen trägt das Bad in geradezu traumhafter Lage nach dem Wiesbadener Ehrenbürger Dr. Wilhelm von Opel (1871–1948), der durch großherzige Stiftungen den Bau in schwieriger Zeit ermöglichte. Das Opelbad wurde am 16. Juni 1934 eingeweiht.

Bei weniger gutem Wetter sollte man im Restaurant des Opelbades eine Pause einlegen,

gleich ob zur Essens- oder zur Kaffeezeit. Es wird nicht nur wegen der schönen Aussicht, sondern auch wegen seiner guten Küche gerühmt. Anschließend geht unsere Wanderung weiter bergab. Auf einem steilen, doch mit Geländer gesichertem asphaltierten Weg gelangen wir zur Griechischen Kapelle.

Im Januar 1844 heiratete Herzog Adolph von Nassau die damals siebzehn Jahre alte Elisabetha Michailowna, eine Nichte des russischen Zaren Nikolai I. Mit großem Jubel wurde das Hochzeitspaar von der Wiesbadener Bevölkerung empfangen. Um so größer war die Trauer, als die Frau des Herzogs ein Jahr später im Kindbett verstarb.

Aus der Mitgift der russischen Prinzessin wurde in den Jahren 1847 bis 1853 die Grabeskirche auf dem Neroberg erbaut. In der nach russisch-orthodoxem Ritus geweihten Krypta ruht Herzogin Elisabeth mit ihrem Töchterchen.

Die aus Sandstein erbaute quadratische Kirche mit vier hohen Ecktürmen steht auf einem künstlichen Plateau am Waldrand. Sie ist mit ihren fünf goldenen Kuppeln ein weithin sichtbares Wahrzeichen Wiesbadens geworden. Schöpfer des Bauwerks ist wiederum der Architekt Philipp Hoffmann.



Abb. 2: Die griechische Kapelle

mann. Auf Reisen nach Österreich, Rußland und Italien ließ er sich nicht nur zu diesem Bauwerk, sondern auch zu dessen Innenausbau inspirieren. Viele Künstler, Bildhauer und Maler, beteiligten sich an dem prächtigen Werk.

Besondere Bewunderung finden immer die Altarwand, die Ikonostase, und der Marmorsarkophag des Bildhauers Hopfgarten. Eine ausführliche Tonbandführung lenkt die Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Kirche und auf alle künstlerischen Besonderheiten im Inneren.

Wer wie wir hinauf auf den Neroberg wandert, der sollte einen Besuch der Griechischen Kapelle mit einbeziehen.

Ein klein wenig abseits hinter der Kirche im Wald liegen das Pfarrhaus und der russisch-orthodoxe Friedhof. In den Zeiten der Weltkurstadt hatte sich eine russische Gemeinde in Wiesbaden gebildet. Sie feierte auf dem Neroberg ihre Gottesdienste. Noch heute dient die Griechische Kapelle diesen Zwecken. Viele Gemeindemitglieder wollten auf dem 1856 geweihten Friedhof begraben werden. So finden sich auf den Grabsteinen die Namen berühmter Zeitgenossen. Der

Wanderer, der den Schlüssel zum Friedhof im Pfarrhaus oder in der Kirche erhalten kann, wird auch das Grab des Malers Alexei Jawlenskij finden, der 1941 hier bestattet wurde.

Von der Griechischen Kapelle gehen wir nun in östlicher Richtung auf der Fahrstraße weiter bis zu einer versetzten Straßenkreuzung. Dort, etwas versteckt im Walde, finden wir den Gedenkstein für den nassauischen Heimatforscher und Dichter Christian Spielmann (1861–1917). Als Leiter des Stadtarchivs gab er nicht nur einen Atlas über die Entwicklung Wiesbadens und eine dreibändige Geschichte Nassaus heraus, sondern verfaßte weit über hundert Artikel und Bücher zu geschichtlichen Themen.

Die bergab führende Straße ist die Kapellenstraße. Im ersten Haus linker Hand am Waldrand, Nummer 99, befindet sich das Weingut der Landeshauptstadt Wiesbaden. Wenn wir nicht gerade am Wochenende zu unserer Nerobergwanderung aufgebrochen sind, lohnt es sich, hier eine Rast einzulegen. Bei Winzermeister Willich und seinen Helfern kann man nicht nur den Sekt und die Weine vom Neroberg verkosten, sondern auch Weine aus den städtischen Weinbergen in Schierstein und Frauenstein probieren. Eine Besonderheit ist da sicher der Rotling vom Europaweinberg. Wer aber wie wir auf den Neroberg gewandert ist und auf den Weinberg geschaut hat, dessen Interesse gilt natürlich besonders dem Neroberger. Als Mitbringsel von der Wanderung oder als Stärkung auf dem weiteren Weg bietet sich ‚Der kleine Nero‘ an, ein ‚92er Neroberger Riesling trocken QbA, der in der halben Flasche auch zu Fuß leicht zu transportieren ist.

Will man die Straße am besonders bei den ausländischen Mitbürgern wegen seines guten Wassers beliebten Wahlsborn vermeiden, die zum hübschen Fachwerktorsthaus führt, so kann man einen Waldweg benutzen, der vom Weingut direkt hinunter in das Dambachtal führt. Das muntere Bächlein leitet uns weiter hinab durch ein baumbestandenes Wiesental, gesäumt von alten Villen und neuen Terrassenhäusern.

Weiter unten steht das Denkmal für den Wiesbadener Ehrenbürger Carl Remigius Fresenius (1818–1897). Er begründete das Chemische Laboratorium, dessen Analysen in der ganzen



Abb. 3: Hinweistafel am Eingang zum Weingut

Welt Anerkennung finden. Nach ihm ist auch die Freseniusstraße im Dambachtal benannt.

Unsere Rundwanderung schließt sich. Wir folgen den Straßen Dambachtal und Geißberg und landen wieder am Kochbrunnen. Wir haben die Strecke zu Fuß zurückgelegt. In früheren Zeiten konnte man vom Kochbrunnen aus auch mit dem Eselchen auf den Neroberg reiten. Das hätte den Kindern vielleicht noch mehr Spaß gemacht als die Fahrt mit der Nerobergbahn.

Wer die Wanderung im August antritt, sollte die wenigen Meter vom Kochbrunnenplatz zur Innenstadt nicht scheuen. In dieser Zeit findet nämlich die Rheingauer Weinwoche statt, in der

man bei 100 Winzern 1000 verschiedene Weine aus dem Rheingau verkosten kann. Einfacher kann man die Vielfalt Rheingauer Köstlichkeiten wirklich nicht kennenlernen.

Aber auch in der übrigen Jahreszeit lohnt der Weg durch die Fußgängerzone in die Altstadt. Kann man doch dabei einige beachtenswerte Wiesbadener Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen: Rheumaklinik, Heidenmauer, Altes und Neues Rathaus, Stadtschloß, Marktkirche, um nur einige zu nennen. Ausklingen könnte die Wanderung dann in einer der gemütlichen Weinstuben bei einem Glas Rheingauer Wein und bei einem Prosit auf den Neroberg.

Literatur

- Ambrosi, Hans, Breuer, Bernhard, Rheingau, Vinothek der deutschen Weinberglagen, Wilhelm Heyne Verlag, München 1982
- Baumgart-Buttersack, Gretel, Christian Spielmann, in: Das Erbe der Mattiaca, Gesellschaft zur Pflege von Dialekt und Stadtgeschichte, Wiesbaden 1992
- Reiß, Thorsten, Der Neroberg, Wiesbadens Hausberg, Eigenverlag, Wiesbaden 1995
- Thiersch, Stefan, u. a., Wiesbaden, Baudenkmale und Historische Stätten, Verlag H. G. Seyfried, Wiesbaden 1986
- Verein für Sozialgeschichte etc., Mainz/Wiesbaden zu Fuß, 18 Stadtteilrundgänge durch Geschichte und Gegenwart, VSA-Verlag, Hamburg 1990
- Vollmer, Eva Christina, Minireiseführer, Wiesbaden von A-Z, Compact-Verlag, München 1994

Bildnachweis

- Bild 1: handelsübliche Ansichtskarte, Bild 2: Aufn. Paul Claus, Bild 3: Aufn. des Verfassers.

Buchbesprechung

Michael Schmidt:

1.) Vor- und frühgeschichtliche Burgen und Schanzen im Taunus

2.) Frühe Niederungsburgen in (dem) und um das Rhein-Main-Gebiet

Frankfurt/M. 1994, 248 u. 263 S. (Selbstverlag d. Verf., Dietrichstr. 9, 60439 Frankfurt), jeweils 49,- DM.

Der Frankfurter Heimatforscher legt mit dem ersten Band dieser als Manuskript vervielfältigten archäologischen Arbeiten eine Beschreibung aller (49) im Taunus nachgewiesenen vor- und frühgeschichtlichen Ringwälle und Erdwerke sowie (neuzeitlichen) Schanzen (23) vor. Damit bringt er unter Berücksichtigung auch etwas entlegener und schwer zugänglicher Literatur eine Zusammenstellung auf den neuesten Stand, die 1879 von A. v. Cohausen erstmals veröffentlicht wurde.

Die Objekte werden beschrieben durch die genaue Lage, den günstigsten Zugang über einen Wanderweg, eine mehr oder weniger ausführliche Darstellung von Einzelheiten, (meistens) eine Skizze und Fotos und endlich die ausgewertete Literatur. Hoch- und Vordertaunus sowie Rhein- und Lahntaunus machen den größten Teil aus, während aus unserer Sicht naturgemäß die den Rheingau betreffenden Seiten 124–164 von größtem Interesse sind. Behandelt werden in diesem Kapitel: Altenstein bei Wehen, Diethard, Dreibernskopf, die Erdwälle von Eltville und Schierstein, Hallgartener Zange, Hahnenberg, Lipporn, Rambach, Rentmauer, Schläferskopf, Würzburg und Zwirnwald wie auch die Schanzen Aachener Schanze, Adolfseck, Dörscheid, Kastell Heidekringen, Mapper Schanze und Zorn.

Sofern Zeitbestimmungen möglich sind, werden die Wallanlagen in die keltische und frühe fränkische Zeit datiert. Das sog. *Erdwerk von Eltville*, das 1959 bei Hattenheim zwischen Rhein und Leimersbach entdeckt wurde, soll sogar ca. 5000–4000 v. Chr. errichtet worden sein und gilt damit als die *älteste Befestigung des Taunus*.

Der Autor bedauert, daß diesen meist versteckt und unscheinbar in den Wäldern liegenden vor- und frühgeschichtlichen Überresten, die von einem Wanderer kaum als solche erkannt und gewürdigt werden können, in der archäologischen Forschung so wenig Beachtung geschenkt werde. So lenkt sein Buch die Aufmerksamkeit auf diese baulichen Zeugen einer in topographischer und siedlungsgeschichtlicher Hinsicht noch dunklen Zeit. Dem Heimatfreund kann es dank der ausgezeichneten Ortskenntnis des Autors und seiner hilfreichen Zugangsbeschreibungen Anlaß und Anregung zu mancher interessanten Wanderung sein.

Im zweiten Band befaßt sich M. Schmidt nach dem gleichen Muster mit insgesamt 77 Niederungsburgen des 10.–12. Jh. im Hoch- und Vordertaunus, in der Wetterau und Mainebene, an der Hessischen Bergstraße und im Hessischen Odenwald sowie nicht zuletzt im Rheingau, wobei auch die Marksburg über Braubach kurzerhand unter den 25 Rheingauer Burgen verbucht wird. Im einzelnen findet man Angaben zu Blideneck, Ehrenfels, Eltville, Geroldstein, Hattenheim, Lipporn, Lauksburg, Marksburg (!), Mittelheim, Moosburg, Neuhaus, Niederwalluf, Panrod, Rheinberg, Rüdesheim, Schloßberg (bei Johannisberg), Vollrads, Waldeck, Weisel, Windeck (Heidesheim) und die Erwähnung von Plixholz, Rabenstein, Breithard, Gronau und Heppenheft.

Für das Rhein-Main-Gebiet stellt dies die erste Zusammenstellung der Burgen dar. Die Literatur ist in diesem Band allerdings nicht so sorgfältig und umfassend ausgewertet worden wie im ersten. Die Nassauischen Annalen, Herchenröders Kunstdenkmäler und das Handbuch der historischen Stätten (Kröner-Verlag) bilden für die meisten Artikel die einzige Literaturgrundlage.

Sehr ansprechend und neueste Ergebnisse berücksichtigend ist dagegen die kurze Einführung, die sich mit der Entstehung der Ministerialität und den Merkmalen der verschiedenen

Burgtypen befaßt. Die Ministerialen werden zu Recht als aus der Schicht abhängiger Leute (ursprünglich unfreier Bauern) hervorgegangene Aufsteiger bezeichnet, die im Dienst der gleichfalls aufsteigenden Landesherren Burgen bauten als feste Plätze zur Herrschaftssicherung und als Stätten der Verwaltung. Unklar bleibt allerdings, woher diese Leute kamen, ob sie – wie es mitunter etwas unscharf heißt – etwa im Rheingau als Mainzer Ministerialen vom Erzbischof „angesetzt“ wurden, oder – was eher anzunehmen ist – ob sie der örtlichen *familia* eines Fronhofsverbandes entstammen.

In jedem Fall enthält auch dieser Band viele Anregungen, sich vor Ort mit den beschriebenen Objekten und ihrer noch weitgehend ungeklärten frühen Geschichte näher zu befassen.

Manfred Laufs

Madel, Waldemar und Schruft, Günter: **Deutsches Weinbau-Jahrbuch 1997** mit Beiträgen zum Weinbau und der Weinbereitung sowie der Geschichte des Weinbaus, Statistiken, Tabellen, Rebschutzmittelverzeichnis und nützlichen Anschriften. DIN A5, 306 S., 48. Jahrgang. Waldkircher Verlag 1996. SIBN 3-87885-317-3. DM 13,80.

Zu einem Jahrbuch gehört notwendigerweise das Kalendarium – hier mit den vertrauten alten Namens-, Gedenk- und Lostagen. Sodann finden sich auf 60 Seiten, wie immer, statistische Angaben über Weinbauflächen (Welt und regional), Weinimport, -export und -konsum, deutsche Weinernten, zugelassene Rebsorten mit ihrem Flächenanteil, Rebschutzmittel und deren Herstellerfirmen.

Von allgemeinem Interesse dürfte sein, daß die deutsche Rebfläche zu 82 % mit Weiß- und zu 18 % mit Rotweinsorten bestockt ist.

Anschriften der Verbände, Organisationen und Schulen des Weinbaus berücksichtigen das Inland und das deutschsprachige Ausland.

Der umfangreichste Teil umfaßt mit 220 Seiten Beiträge aus dem und für das Weinfach. Sie beginnen mit dem Totengedenken an so bekannte Fachleute wie Wilhelm *Waller*, den Vater der nach ihm benannten Rebkclone, Alfred *Dieter*, den Pionier des Pflanzenschutzes in Neustadt und Veits-

höchheim, Joachim *Kannenber*, den Freiburger verdienten Fachmann für Bodenkunde und Rebenernährung sowie Hermann *Goedecke*, unvergessen durch 27 fruchtbare Jahre als Domänendirektor an der Nahe, seine Forschungen und Versuche auf fast allen Gebieten des Weinbaus und der Kellerwirtschaft, bes. auch der Klonenzüchtung.

Ein Beitrag widmet sich agrarpolitischen Fragen des schweizer Weinbaus, ein anderer dem Problem der Arbeitsspitzen, wobei Akkordvergabe und Maschinenringe diskutiert werden.

Mit dem Komplex der Weinbergslagen bezgl. Klima, Boden, Düngung und Neigung sowie ihrem Einfluß auf Menge und Güte des Weines befassen sich 4 Beiträge. Interessant ist die wieder einmal getroffene Feststellung, daß es fast unmöglich ist, den Bodentyp (Schiefer, Kalk, Löß etc.) im Wein herauszuschmecken!

Um die Erhaltung der Rebsorten, die Klonzucht und die Unterlagenfrage geht es in 3 weiteren Arbeiten. Speziell die Frage pilzresistenter Rebsorten und ihre Eignung für bestimmte Anbaugebiete werden diskutiert, daneben aber auch bestimmte immer noch akute Probleme der Rebrkrankheiten bis zu einer ökologischen Bewertung bestimmter Spritzgeräte.

In 4 weiteren Aufsätzen geht es um Technik und Qualität in Verbindung mit der Weinlese; die Bestimmung des Lesezeitpunktes, der Maschineneinsatz und die Ganztraubenpressung nehmen breiten Raum ein.

Nach diesen großen Komplexen werden in Kurzbeiträgen Weingüter in Tschechien (Mähren) und an Saale-Unstrut (Kloster Pforta) vorgestellt.

Eine Art Gewissenserforschung liefert H. von Opel auf Schloß Westerhaus bei Ingelheim. 12 positiven Gesichtspunkten im Renommee des deutschen Weines stellt er ebenso viele negativer Art gegenüber – im Titel ist vom Januskopf die Rede –, und es werden „Heilmittel“ angeboten. Man muß es lesen, Winzer und ihre Kunden sind angesprochen, und sollte versuchen, Konsequenzen zu ziehen. Stichworte wie „zu sauer“, „Riesling im Rückwärtsgang“, „Trocken-Fetischismus“, „Ausstattungs muffel“ u. a. fordern dazu heraus.

H. R. Seeliger gibt unter dem Titel „Produkt- oder Lagenklassifikation“ zu diesem seit langem

recht kontrovers erörterten Thema eine aufschlußreiche Gegenüberstellung von zwei schon vorliegenden (Baden, Rheinhessen) und einer geplanten (Rheingau) Regelung mit allen ihren Kriterien. Dabei wird im Rheingau („Erstes Gewächs“) die klassifizierte Lage stärker herausgestellt. Der Referent bezweifelt aber – m.E. zu Recht – daß die Faktoren „Winzer, Weinberg, Witterung“ auch in jedem Jahr mit dem Faktor „Lage“ in puncto Qualität deckungsgleich sind. Ein Blick in die Arbeiten zur Lagenfrage im selben Buch (s.o.) ist unter diesem Aspekt lehrreich.

Über „Nitor, die Klarheit des Weines“ berichtet H. R. Eschnauer, daß die Antike auf diese Qualifizierung des Weines noch keinen Wert legte; erst im „Capitulare de villis“ Karls des Großen erscheint sie vorrangig und wird dann von der salernitanischen Schule im 12. und 13. Jahrhundert herausgestellt. Metalltrübungen und ihre Verhütung

bzw. Beseitigung werden aufgelistet, um dann getrübt feststellen zu können, daß wir heute „an klare und blanke, glanzhelle Weine gewöhnt“ sind.

Ganz kurz geht O. H. Rhein auf das Mousseux der Schaumweine ein, um dann in einer „nüchternen Betrachtung“ den Wissensdurstigen auf das von ihm mit Troost und Bach 1995 erschienene Buch zum Thema hinzuweisen, aber auch auf den für den Schaumweingenuß unabhängigen Moussierpunkt im Sektglas.

Eine notwendige Klarstellung über Christian Ferdinand Oechsle und die nach ihm benannte Mostwaage steuert R. Hachenberger bei und räumt mit vielen falschen Vorstellungen und Berufsbezeichnungen des „Erfinders“ auf. Die Weinfreunde werden es ihm danken und sich mit mehr Verständnis der auf S. 277 von G. Troost bereitgestellten Umrechnungstabelle bedienen.

Josef Staab

Erratum zum Beitrag „Ich habe ihn für diesen Augenblick aufbewahrt“ – Der Johannisberg in der Weinkultur

in: Rheingau-Forum 1/1997, S. 17–23

Auf Seite 23 im Abschnitt Zeile 14ff. muß es heißen:

„Daß **miteinander** erinnernd und hoffend feiern, daß gemeinsames Trinken alter Weine dabei helfen kann, uns der **Bindungen an Vergangenes** und der Verantwortung für Zukünftiges zu vergewissern ...“

Für unseren schönen Rheingau fördern wir

Kunst und Kultur

in ihrer ganzen Vielfalt



Volksbank  **Eltville eG**

... ein starker und verlässlicher Partner im Rheingau seit mehr als 130 Jahren